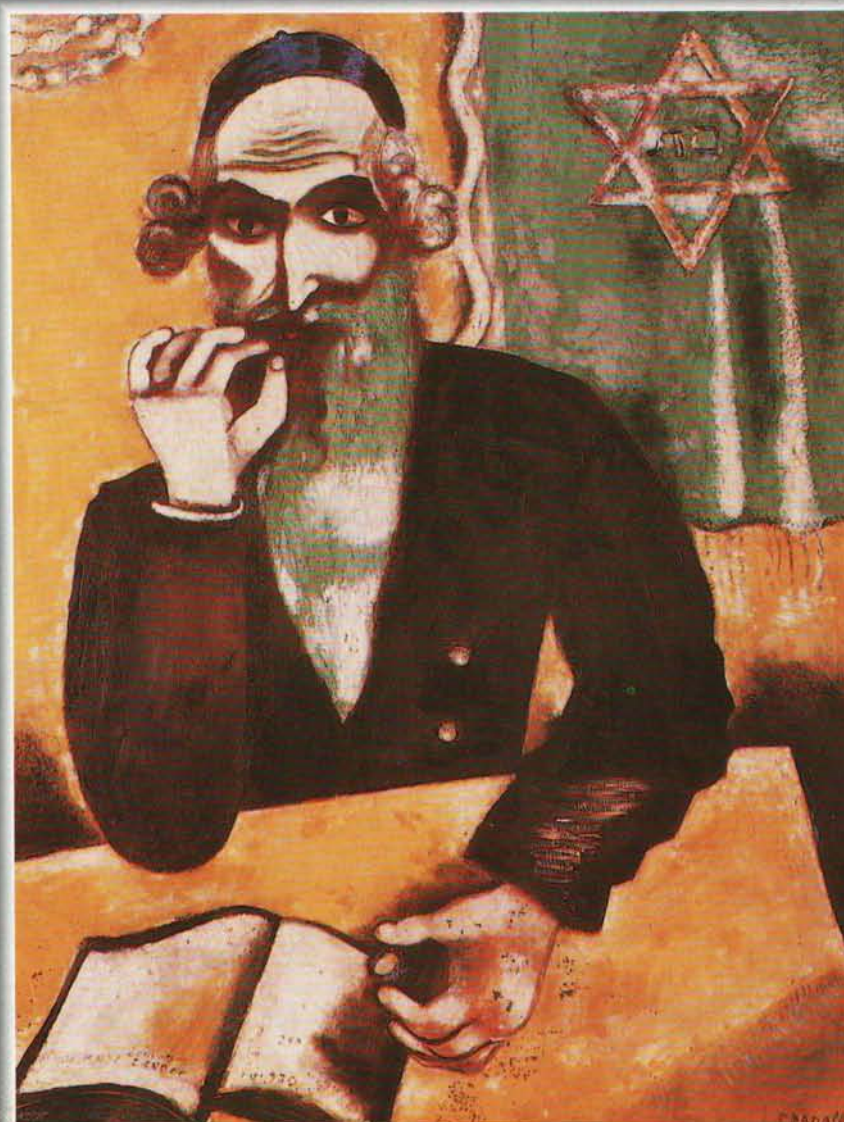


ons stad



Nr 36

1991

Krieg

Als die vorliegende „Ons Stad“-Nummer mit ihrem Dossier über die Juden in Luxemburg geplant wurde, konnte man noch hoffen, daß der Konflikt am Golf, der auch den Staat Israel direkt bedrohte, einer friedlichen Lösung zugeführt würde.

Aber am 16. Januar, als das Ultimatum der UNO abgelaufen war, ohne daß die Diplomatie einen nennenswerten Erfolg aufzuweisen hatte, war die Stunde der Militärs gekommen.

Die Toten dieses Krieges, der die Welt 40 Tage lang in Atem gehalten hat, sind noch nicht gezählt, und auch jetzt, nachdem die Waffen geschwiegen haben, ist eine Lösung der Probleme im Nahen und Mittleren Osten nicht in Sicht – es sind im Gegenteil noch welche hinzugekommen: Das verseuchte Meer und die noch Monate und Jahre sinnlos brennenden kuweitischen Ölfelder werden für die ganze Region und für das ohnehin schon arg strapazierte ökologische Gleichgewicht unseres Planeten äußerst fatale Folgen haben.

Während die alliierten Streitkräfte ihre zahllosen Bombenangriffe gegen den Irak flogen, während irakische „Scud“-Raketen die israelische Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzten, wurden auch hierzulande ungewohnte Sicherheitsmaßnahmen eingeleitet: Über 100 Soldaten, Gendarmen und Polizisten waren von Mitte Januar bis Anfang März rund um die Uhr zur Bewachung von Botschaften, Ministerien und anderen öffentlichen Gebäuden abkommandiert. Auch die Kultstätte der rund 1.000 hierzulande lebenden Juden, die Synagoge in der Avenue Monterey, fiel unter diese strengen Sicherheitsmaßnahmen, weil gerade hier mit Terroranschlägen zu rechnen war.

Glücklicherweise entpuppten sich die wenigen Bombendrohungen in unserer Stadt als blinder Alarm, und heute, über einen Monat nach dem Ende des Krieges, bietet Luxemburg wieder überall das gewohnte friedliche Bild.

r.cl.





2

Die Stadt Luxemburg als Bischofssitz

Die Weihe von Mgr Fernand Franck zum Erzbischof von Luxemburg am vergangenen 2. Februar in der Kathedrale hat erneut die Bedeutung der Stadt Luxemburg als Bischofsstadt aufleben lassen, eine Rolle, auf die beim Abschiedsempfang für Mgr Jean Hengen am 31. Januar im Stadthaus Bürgermeisterin Lydie Wurth-Polfer hingewiesen hat. Eine Dokumentation von Michel Schmitt.

6

Stater Chronik

- 100 Joer Lëtzebuerger Dynastie
- Václav Havel in Luxemburg
- „Parking résidentiel“ auf Limpertsberg
- Regard sur l'œuvre gravé d'Albrecht Dürer
- Neue Primärschule für den Kirchberger „Domaine du Kiem“
- Un moulin à eau en quête d'avenir
- Zum Gedenken †: François Lascombes, Pol Leuck, Marcel Frick

10

A l'ombre des trois synagogues

Trois synagogues, lieux de prière et centres spirituels, marquent, comme des bornes sur la route du temps, l'existence de la communauté juive de Luxembourg-Ville à l'époque moderne. Un historique du Grand rabbin honoraire Emmanuel Bulz.



15

Bilder aus Israel



I-VIII

pages intercalées Di giel Säiten

Informations sociales, administratives et d'intérêt général

- Journée continue à Bonnevoie
- Nouvelles cartes d'identité
- Colonies de vacances
- Nouvelles de l'école
- Bibliothèque municipale: Nouvelles acquisitions

17

Kuurz virum Käffi

Eng Geschicht a Lëtzebuerger Sprooch vum Josy Braun.



18

Les Grands rabbins de Luxembourg

Dans le cadre de notre dossier sur la communauté juive de la ville de Luxembourg, Alain Meyer brosse un portrait succinct des Grands rabbins.

22

„Die Natur ist gnädiger als die Menschen“

Der ehemalige Auschwitz-Häftling Alfred Oppenheimer über Verfolgung und Ausrottung der Juden im Dritten Reich. Ein Porträt von René Clesse.

26

„E Schrëftsteller, dee kee Mensch stéiert, as e bossege Schrëftsteller“

Roger Manderscheid, nach Edmond Dune der zweite Batty-Weber-Literaturpreisträger, hat nach fast 30 Jahren unermüdlicher Arbeit im schriftstellerischen Nebenberuf ein beachtliches literarisches Oeuvre aufzuweisen, das ihn auch über die Grenzen unseres Landes hinaus bekanntgemacht hat. René Clesse skizziert das Werk dieses wohl bekanntesten Luxemburger Autors.

28

Batty besichtigt den Stausee

Eine Satire von Jacques Drescher

30

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Eine Serie von Henri Beck

31

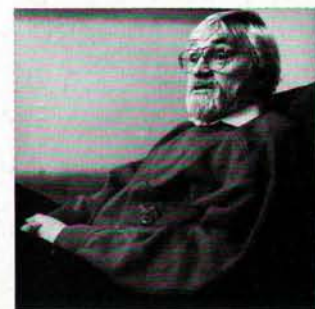
Trésors du Musée J.-P. Pescatore

par Georgette Bisdorff

32

Rideau pour le rideau de fer

Les 12 et 13 janvier 1991, le Théâtre des Capucins et son directeur Marc Olinger avaient organisé des rencontres Est-Ouest dans le cadre de la Convention Théâtrale Européenne. Une documentation de Ben Fayot

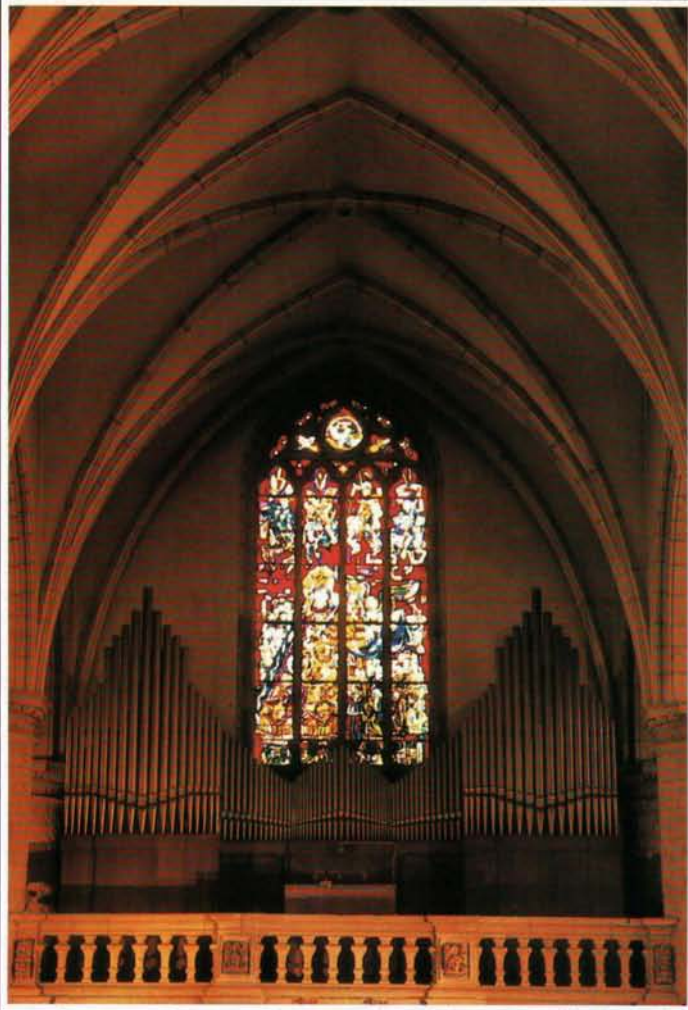


Ons Stad Nr 36 avril 1991

Périodique édité par l'administration communale de la Ville de Luxembourg paraissant 3 fois par an

Tirage: 40.000 exemplaires
Distribution gratuite à tous les ménages de la Ville de Luxembourg

Conception générale: Henri Beck
Coordination: René Clesse
Photos: IMEDIA, Marcel Schroeder, Guy Hoffmann, Daniel Lammar, Wolfgang Osterheld, Fern Morbach, C.N.A. (Centre National de l'Audiovisuel), Photothèque de la Ville de Luxembourg (Batty Fischer, Edouard Kutter, Théo Mey, François Buny, Jean-Pierre Fiedler).
Dessins: Moritz Ney, Pit Weyer, Andreas Wagner
Layout: Dieter Wagner
Photocomposition: Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg
Imprimé sur les presses de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg



Die Stadt Luxemburg als Bischofssitz



Die Weihe von Mgr Fernand Franck zum Erzbischof von Luxemburg am vergangenen 2. Februar in der Kathedrale hat erneut die Bedeutung der Stadt Luxemburg als Bischofsstadt aufleben lassen, eine Rolle, auf die beim Abschiedsempfang für Mgr Jean Hengen am 31. Januar im Stadthaus Bürgermeisterin Lydie Wurth-Polfer hingewiesen hat.

Es dauerte zwar lange in der mehr als 1000jährigen Geschichte der Stadt, bis es zu einer kirchlichen und gleichzeitig staatlich anerkannten Errichtung eines Bischofssitzes kommen sollte. Bereits in der Regierungszeit Philipps II. von Spanien (1556-1598) setzten Bestrebungen an, für das Herzogtum Luxemburg, das damals mehreren Diözesen, so Trier, Lüttich, Verdun, Metz, Köln und Reims, zugeteilt war, ein eigenes Bistum zu schaffen. Dieser Versuch, gefördert nicht nur von seelsorglichen Erwägungen, sondern auch vom luxemburgischen Eigenständigkeitsbewußtsein im Staatenbunde der Südniederlande, scheiterte allerdings am Widerstand des Trierer Erzbischofs Jakob III. von Eltz (1567-1581). Zwar sollte in der Folgezeit der „Luxemburger Bistumsplan“ nie ganz in Vergessenheit geraten. Er wurde vom luxemburgischen Provinzialrat, der höchsten Landesbehörde im Herzogtum, mehrmals aufgegriffen. Ein Erfolg war ihm im Ancien Régime jedoch nie beschieden. So mußte die Stadt Luxemburg während vielen Jahrhunderten ihrer Geschichte auf einen eigenen Bischofssitz verzichten, was sich nachteilhaft auf ihr kulturelles Leben auswirkte. Die Stadt war dem Namen nach lediglich Sitz des Landkapitels Luxemburg, das zum Archidiakonat Longuyon innerhalb der Erzdiözese Trier gehörte. Der jeweilige Titular des Sitzes mußte aber nicht in der Stadt selbst residieren, er konnte irgendwo im Landkapitel Pfarrer sein! Da die Trierer Erzbischöfe gleichzeitig Kurfürsten und Landesherren waren, traten sie nie für bischöfliche Amtshandlungen auf luxemburgischem Gebiet auf. Sie ließen sich jeweils durch ihre Weihbischöfe vertreten.

Mit dem Abschluß des Konkordats zwischen Papst Pius VII. und dem Ersten Konsul Napoléon Bonaparte am 15. Juli 1801 und dessen Auswirkungen wurde für die damals unter französischer Herrschaft stehende Festungsstadt Luxemburg eine neue kirchliche Situation eingeleitet. Als bisherige Hauptstadt des „Département des Forêts“ wurde Luxemburg dem Bistum Metz angegliedert. Nach dem Entstehen der neuen, im Wiener Kongreß von 1815 festgelegten politischen Verhältnisse wurde 1823 das Großherzogtum Bestandteil der belgischen Diözese Namür.

Sowohl in den Jahren, in welchen Luxemburg zu Metz gehörte als auch nach 1823 residierte in der Stadt Luxemburg ein bischöflicher Pro-Generalvikar, H.D. de Neunheuser. Er war Stellvertreter der auswärtigen Bischöfe und gleichzeitig Pfarrer von St. Peter, der heutigen Liebfrauenpfarre. De Neunheuser wurde 1832 in dieser

Doppelfunktion von J.Th. Van der Noot abgelöst. Als staatlich anerkannter „curé primaire de Saint-Pierre“ residierte er wie sein Vorgänger im Pfarrhaus der Stadt, in der heutigen „Rue du Curé“. Weil nach Ausbruch der Belgischen Revolution 1830 die Stadt Luxemburg vom Großherzogtum, das sich zum neuen selbständigen Belgien schlug, politisch getrennt war und weiterhin dem holländischen König-Großherzog Wilhelm I. unterstand, erhob Papst Gregor XVI. das Gebiet der Stadt zu einem provisorischen Apostolischen Vikariat.

Erst mit der Errichtung des im Londoner Vertrag vom 19. April 1839 unabhängig erklärten Großherzogtums zum Apostolischen Vikariat am 2. Juni 1840 sollte die Stadt Luxemburg in ihren Mauern einen Bischof in der Person von J.Th. Van der Noot aufnehmen. Aus Altersgründen jedoch verzichtete Van der Noot auf die Bischofswürde und reichte 1841 sein Rücktrittsgesuch ein.

Ihm folgte als Apostolischer Vikar von Luxemburg Bischof Jean-Théodore Laurent (1842-1848), der vor dem Gesetz die Funktion des Pfarrers an der St. Peter-Kirche, die er 1844 zur Liebfrauenkirche umbenannte, ausübte und in dieser Eigenschaft im heutigen Pfarrhaus von Liebfrauen Wohnung bezog. Die Geheimhaltung seiner Ernennung, die einseitig von Rom aus erfolgt war, erregte von Anfang an in der Stadt ein tieferes Mißtrauen, zumal er sich weigerte, den in den Konkordatsbestimmungen vorgesehenen Eid zu leisten. „Wie man es in Rom

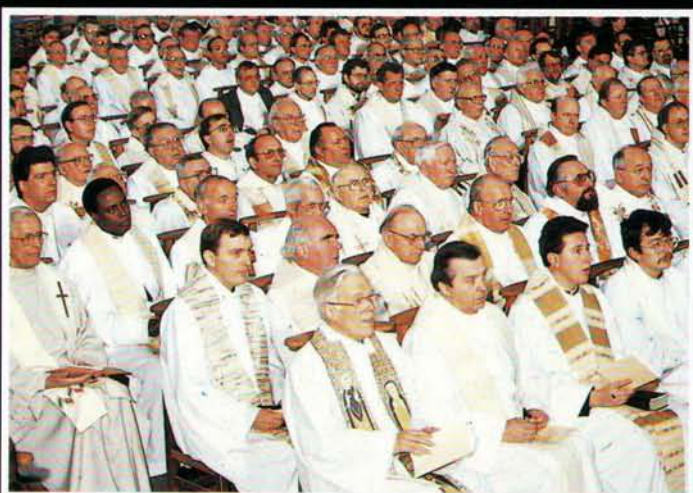
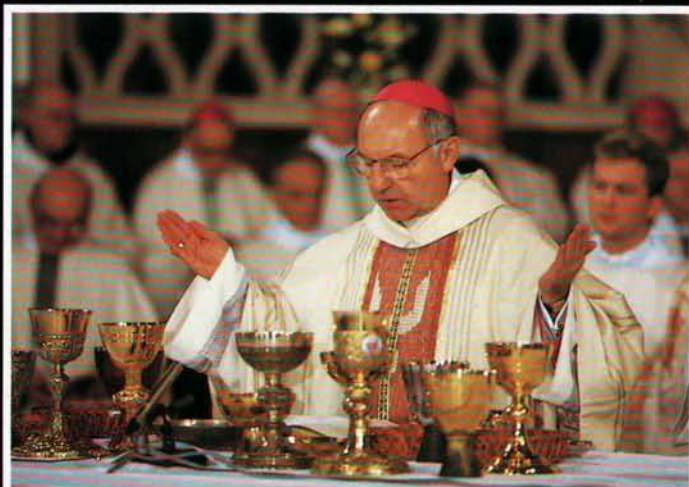
gewünscht, bin ich wie eine Bombe in diese Festung niedergeplatzt“, wird Laurent selbst über seine Ankunft in der Stadt Luxemburg schreiben.¹ Dieses Mißtrauen führte sechs Jahre später zu seiner frühzeitigen Abberufung durch Rom am 1. Mai 1848.

Sein Nachfolger in der Leitung des Apostolischen Vikariats wurde Nikolaus Adames, der auch anfangs im Pfarrhaus von Liebfrauen wohnte, da er gleichzeitig Pfarrer von Liebfrauen war, in der eigentlichen Pfarreiarbeit jedoch von einem Pfarrverwalter vertreten wurde. Um 1860 siedelte er in das in der Rue du Curé Nr 1 gelegene Patrierhaus der Familie de Geisen-d'Harnoncourt über. Noch während der Amtszeit von Laurent in Luxemburg hatte nämlich Victoire-Dieudonné de la Fontaine-d'Harnoncourt durch Testament vom 28. April 1847 der Stadt Luxemburg ihre Wohnung mit der Auflage überlassen, sie dem Oberhirten der Kirche Luxemburgs als Amtswohnung zur Verfügung zu stellen. So sollten in der Folgezeit die ersten luxemburgischen Bischöfe bis zum Tode von Petrus Nommesch 1935 in diesem Hause residieren. Am 23. April 1897 kam es aufgrund einer Konvention zwischen Stadtverwaltung und Staat zu einer Abänderung der Besitzverhältnisse, indem die Stadt Luxemburg dem Staat das Haus abtrat unter der Bedingung, das Testament von 1847 zu respektieren und für Reparaturen sowie Unterhalt aufzukommen. Erst Bischof Joseph Philippe bezog in der Avenue Marie-Thérèse, auf dem Gelände des früheren Fort Maria Rheinsheim, eine Privatwoh-



Abschiedsempfang der Stadtverwaltung für Mgr Jean Hengen am 31. Januar 1991

„Ut Unum Sint – die Einheit der Gesamtkirche muß erhalten und geschützt werden“:
Die Bischofsweihe von Mgr Fernand Franck am 2. Februar in der Kathedrale.



Rue du Curé Nr 1





nung, an deren Stelle ab 1957 Bischof Leo Lommel das heutige Bischöfliche Palais erbauen ließ.

In der Zwischenzeit hatte Pius IX. am 27. September 1870 das Apostolische Vikariat Luxemburg zur Diözese erhoben. Erster Bischof von Luxemburg wurde der bisherige Apostolische Vikar Nikolaus Adames, der bereits 1863 in der Liebfrauenkirche zum Bischof von Halikarnass geweiht worden war. Drei Jahre später wurde durch Gesetz vom 30. April 1873 sowie durch königlich-großherzoglichen Beschluß vom 23. Juni das neue Bistum auch staatlich anerkannt.

Dieser Schritt innerhalb der langen Entwicklungsgeschichte der nun eigenständig gewordenen luxemburgischen Ortskirche führte dazu, daß die Liebfrauenkirche in kirchlicher Hinsicht den Rang einer Bischofskirche oder Kathedrale erhielt, sichtbar nach außen symbolisiert in der Kathedra des Bischofs, die im Chorraum Aufstellung fand. In rechtlicher Hinsicht jedoch wurde das bisherige Statut der Kirche, die weiterhin Pfarrkirche blieb, nicht

abgeändert, so daß bis auf den heutigen Tag aufgrund des Gesetzes vom 30. Dezember 1809 allein die Kirchenfabrik von Liebfrauen die materiellen Belange des Kirchengebäudes vor der Stadtverwaltung und der Öffentlichkeit zu vertreten hat.² Obwohl nach der Jahrhundertwende unter Bischof Jean-Joseph Koppes das Projekt einer neu zu errichtenden Kathedrale auf dem oberen Glacis-Feld ernsthaft in Erwägung gezogen worden war, sollte es bei der Koppelung von Kathedral- und Pfarrkirche bleiben.

Noch viele Jahrzehnte hindurch wurde von den alten Stadtfamilien die Bischofskirche weiterhin als „Nikloskiirch“ bezeichnet, ein Patroziniumstitel, der bis 1166 zurückreicht. Damals entstand auf dem „Neumarkt“, in nächster Nähe des heutigen Kammergebäudes, die künftige alte Stadtpfarrkirche. Erst mit dem monumentalen Erweiterungsbau aus den Jahren 1935 bis 1938 wurde sowohl in städtebaulicher Hinsicht als auch von der liturgisch-künstlerischen Ausstattung her die Liebfrauenkirche als Kathedralkirche hervorgehoben. Die unter dem Erweiterungsbau neu entstan-

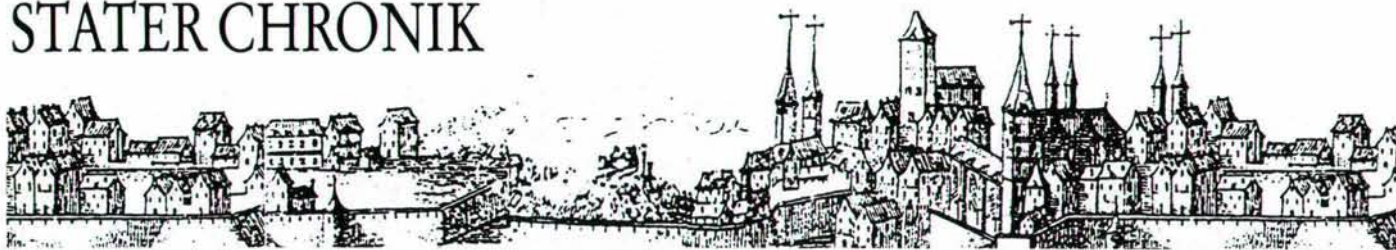
dene Krypta dient ab 1935 als Begräbnisstätte der luxemburgischen Bischöfe, was im Gesetz vom 1. August 1972 über die Friedhöfe ausdrücklich festgehalten ist. Die beiden ersten Bischöfe, Nikolaus Adames und Jean-Joseph Koppes, sind in der Glaciskapelle beigesetzt worden.

Seit dem 23. April 1988 schließlich ist die Stadt Sitz der Erzdiözese Luxemburg geworden, nachdem bereits 1985 anlässlich des Papstbesuches Mgr Jean Hengen der persönliche Titel eines Erzbischofs verliehen worden war.

Michel Schmitt

¹⁾ G. Hellinghausen, Eine neue „Arena“ für Monsignore Laurent, in: *Hémécht* 38 (1986), S. 214.

²⁾ P. Weber, La Cathédrale devant le Droit canonique et civil, in: *La Cathédrale Notre-Dame de Luxembourg*, Luxembourg 1964, S. 132-138.



100 Joer Lëtzebuurger Dynastie

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag der Thronbesteigung unseres Herrscherhauses Nassau-Weilburg hatte der Luxemburger Schöffenrat am Sonntag, dem 9. Dezember 1990 zu einem feierlichen Empfang ins Cercle-Gebäude geladen. Zu den geladenen Gästen gehörten außer der großherzoglichen Familie die Königin der Niederlande aus dem Hause Oranien-Nassau, ihr Gemahl Prinz Claus sowie zahlreiche Persönlichkeiten aus Politik und Gesellschaft.



Václav Havel in Luxemburg

Vom 17. bis zum 19. März weilte CSFR-Präsident Václav Havel auf offiziellem Staatsbesuch in unserm Lande. Der Politiker, Schriftsteller und Dramatiker gilt als Symbolfigur für den Freiheitskampf in der Tschechoslowakei und im gesamten europäischen Osten. Václav Havel und seine Gattin wurden im Rah-

men ihrer Visite, die ganz im Zeichen gemeinsamer Geschichte stand – Johann der Blinde war bekanntlich König von Böhmen und Graf von Luxemburg –, auch im Luxemburger Stadthaus von Bürgermeisterin Lydie Wurth-Polfer empfangen, wo sich die hohen Gäste ins goldene Buch der Stadt eintrugen.



Eine
Staatsvisite
im Zeichen
gemeinsamer
Geschichte



„Parking résidentiel“ auf Limpertsberg

Ab 1. Mai 1991 soll im Stadtviertel Limpertsberg eine neue Parkordnung in Kraft treten, das sogenannte „Parking résidentiel“. Dann werden in den zahlreichen Limpertsberger Wohnstraßen nur noch die durch Vignette im Wagenfenster ausgewiesenen Einwohner dieses Viertels unbefristet parken dürfen, für alle anderen Autos – also vor allem für diejenigen der Pendler – wird das „Zone bleue“-Reglement (maximal 2 Stunden Gratisparken) rigoros eingeführt. Auf dem Glacisfeld hingegen gelten weiterhin die Bestimmungen der „Zone verte“ (10 F pro Stunde bei einer maximalen Parkzeit von täglich 10 Stunden). Die Stadtverwaltung will mit dieser Maßnahme dem drohenden „Verkehrsinfarkt“ im Zentrum weiter vorbeugen und die Pendler motivieren, auf „Park & Ride“ umzusteigen.



Villa Vauban: A la Croisée des Chemins Regard sur l'œuvre gravé d'Albrecht Dürer



Comment peut-on, en cette fin du 20^e siècle, consacrer une exposition à un artiste qui est mort il y a de cela près de 500 ans?

L'art de Dürer n'est-il pas trop profondément enraciné dans une époque révolue pour avoir, de nos jours encore, une valeur d'actualité?

Telle fut la question, inattendue, que posa un journaliste étranger lors du vernissage de l'exposition „Regard sur l'œuvre gravé d'Albrecht Dürer“ que la Ville a organisée à la Villa Vauban à l'occasion de la présidence luxembourgeoise du Conseil des Communautés Européennes.

Si l'on en juge d'après le grand succès qu'a connu cette rétrospective auprès du public luxembourgeois et étranger et l'éloge qu'elle a recueilli dans la presse internationale, l'œuvre gravé de Dürer est loin d'être démodé.

En effet les visites guidées pour groupes scolaires et pour adultes ainsi que la visite-conférence hebdomadaire pendant laquelle le public a pu approfondir certains aspects spécifiques de l'art de Dürer, ont connu un succès rarement égalé.

En outre, une des œuvres maîtresses de l'exposition – „Melencolia“ – fut à l'origine d'un colloque patronné par la ville et réunissant, autour du thème de la mélancolie, psychiatres, philosophes, historiens et historiens d'art de plusieurs pays différents.

Le succès indéniable de cette exposition étant dû, bien sûr, à la qualité des gravures exposées et à leur parfait état de conservation ainsi qu'au talent artistique et à l'expertise technique de l'artiste, n'est-ce pas tout autant le contenu, le thème de l'exposition qui a attiré les visiteurs?

Comme le souligne Albert Burnet dans „Le Soir“ du 13 mars 1991, „on y retrouve le bestiaire fantastique des chapiteaux de cloîtres médiévaux, la ferveur religieuse des foules hantées par les pestes et les fins de monde, mais aussi la curiosité des chercheurs las de l'enseignement ex cathedra, tant pour ce qui concerne la nature („le Rhinocéros“) que pour la Bible et l'Antiquité classique“.

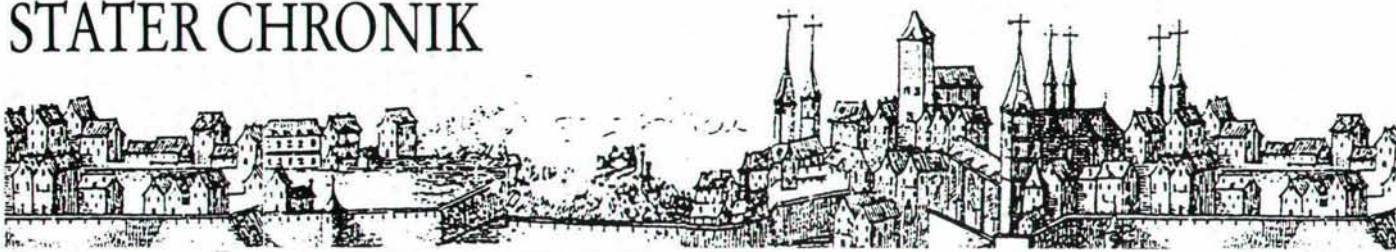
L'homme de la fin du deuxième millénaire n'a-t-il pas peut-être retrouvé dans cette atmosphère eschatologique du moyen âge tardif, l'esprit d'une ère, la sienne, hantée par le spectre des catastrophes écologiques et, pire encore, de la guerre finale?

Qui saura, par conséquent prétendre que l'art est éphémère?

Neue Primärschule für den Kirchberger „Domaine du Kiem“

Seit Beginn des Schuljahres 1990/91 brauchen die Kinder aus der erst vor wenigen Jahren entstandenen Kirchberger „Cité du Kiem“ nicht mehr zur Schule auf Weimershof gebracht zu werden, weil sie inzwischen ihre eigene Lehranstalt haben. Das neue Gebäude am Boulevard Pierre Frieden beherbergt alle Grundschulklassen und zählt dieses Jahr bereits 134 Schüler.





Un moulin à eau en quête d'avenir

Est-il millénaire, le moulin de Mohrfels? Qu'importe. Aujourd'hui on a du mal à deviner, à l'intérieur de la triste bâtisse qui prolonge le non moins triste hospice civil du Pfaffenthal, que de longs siècles durant, probablement dès la fondation de la ville de Luxembourg, un moulin à eau y desservait la population en farine. D'autant plus que, détruit et reconstruit plusieurs fois, le moulin devait, au fil du temps, changer de fonction pour devenir, à partir de 1922, une moutarderie de renommée nationale. Et si le clapotis de l'eau, le crissement des meules et le claquement des palettes se sont définitivement tus depuis quelques années, il n'en reste pas moins qu'au bord de l'Alzette qui l'a alimenté depuis si longtemps se cache un des plus anciens moulins à eau de notre pays. Voilà côté pile.

Côté face, la mise n'en est pas moindre, puisque l'hospice civil, une combinaison bien dosée de gériatrie et d'asile de vieillards, se sent à l'étroit et nécessite de sérieuses transformations, ne serait-ce que pour offrir un tant soi peu de confort

et de dignité à ses pensionnaires qui, et c'est le cas de toute une aile de l'immeuble, en sont réduits parfois à neuf mètres carrés d'espace vital.

La bataille s'est donc engagée entre les défenseurs de la mémoire historique de la ville et les responsables de l'hospice. Plus de deux mille signatures remises récemment au ministre de la culture en témoignent.

Du côté du service des sites et monuments nationaux la réaction ne s'est pas faite attendre. Le moulin de Mohrfels a été inscrit dans l'inventaire supplémentaire, ce qui, sans avoir la portée du classement, signifie en clair qu'aucune modification de l'immeuble ne peut avoir lieu sans la permission préalable du ministère de la culture. Cependant, et c'est là que le bât blesse, voilà belle lurette que les instances ont été interpellées à ce sujet, alors que la législation réglementant l'inventaire supplémentaire stipule que, passé un délai de trente jours, l'inscription devient tout simplement caduque, à moins que les instances publiques n'engagent, dans les

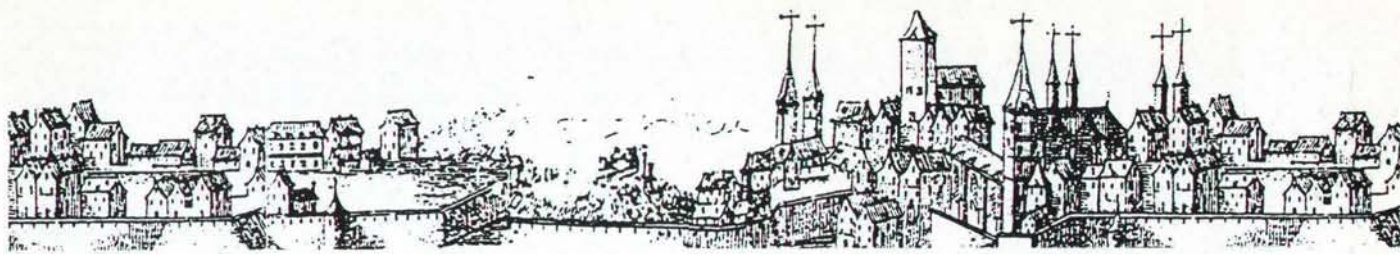


trois mois qui suivent, une procédure de classement.

En attendant, la situation est donc bloquée et le temps joue contre tout le monde. Alors que les vieillards de l'hospice attendent l'agrandissement voire la modernisation de leur institution, les rouages du moulin rouillent derrière les quatre murs de la moutarderie.

N'y aurait-il donc pas moyen de trouver une solution tenant compte à la fois du patrimoine historique et de la dignité humaine? L'itinéraire même du moulin semble l'imposer. Après tout il s'est vu, tout au long des siècles, drapé dans des murs les plus divers. Ne pourrait-on donc pas intégrer le moulin „muséable” dans le cadre de l'agrandissement de l'hospice civil? Sauvé ainsi de l'oubli, il sortirait de son emprisonnement sans pour autant tomber dans le ghetto d'un musée et côtoierait dans de nouveaux habits ces vieillards qui, eux, n'ont pas oublié le nostalgique crépitement des meules de lave broyant et pulvérisant, il y a quelques années encore, les graines de moutarde.

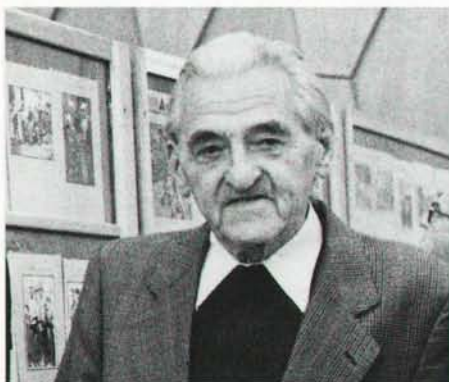
Jean Portante



Zum Gedenken †



Am Freitag, dem 1. März 1991, starb der Sportjournalist **Marcel Frick** im Alter von 87 Jahren. Von Beruf Postbeamter, hatte Marcel Frick sich schon in jungen Jahren mit Leib und Seele dem Luxemburger Radsport verschrieben. Geboren am 27. Oktober 1903 in Esch-Alzette, begann er seine Karriere als Sportberichterstatter 1924 bei „Aérosports“, und ab 1934 war er Korrespondent so renommierter Zeitschriften wie „L'Auto“ und



dessen Nachfolgeorgan „L'Equipe“, außerdem Mitarbeiter bei „Les Sports“, „Le Républicain Lorrain“ und „Luxemburger Wort“. Seine große Leidenschaft galt der „Tour de France“, und als der Prolog, die erste und zweite Etappe dieses weltberühmten Radrennens im Juli 1989 in Luxemburg gefahren wurden, war es Marcel Frick, der für „Ons Stad“ das Dossier „Le Luxembourg et le Tour de France“ zusammenstellte.

Am 19. Februar verstarb ganz unerwartet der stadt- und landbekannte Priester und Historiker **François Lascombes**. Am 28. Mai 1921 in der Hauptstadt geboren, trat François Lascombes 1945 ins Priesterseminar ein, nach bitteren Erlebnissen während der Kriegsjahre, in denen der junge Zwangsrekrutierte schwere Verwundungen durch Granatsplitter erlitten hatte. 1951 erhielt er seine Priesterweihe und war zunächst, bis 1958, Vikar auf Limpertsberg, dann auf Belair, bevor ihm 1962 die Pfarrei Kautenbach anvertraut wurde, wo er nahezu 20 Jahre lang seelsorgerisch tätig war. 1968 bewies François Lascombes, daß er nicht nur Priester und Theologe, sondern auch ein Historiker von Rang war: In diesem Jahr nämlich erschien der 1. Band seiner „Chronik der Stadt Luxemburg“, der den Zeitraum von 963 bis 1442 erschließt. Trotz eines bösen Augenleidens, das ihn 1977 die Sehkraft des linken Auges kostete, setzte er das Werk fort. 1976 erschien der zweite (1444-1648) und 1988 der dritte Band (bis zum Ende des „Ancien Régime“ im Jahre 1795) seiner Chronik, die inzwischen längst zur Pflichtlektüre und zum ergiebigen Nachschlagewerk für jeden ernsthaft an der Geschichte unserer Stadt Interessierten geworden war. François Lascombes, der übrigens auch eifrig in der ständigen Arbeitskommission des künftigen „Musée Communal“ tätig war, hat den geplanten vierten Band seiner Chronik über die Entwicklung der Stadt nach der Schleifung der Festung nun nicht mehr vollenden können. Der Tod ereilte den erst 69jährigen in seiner Belairer Wohnung.



Am Aschermittwoch, den 13. Februar, endete mit dem Tode von **Pol Leuck** ein kerniges Stück Luxemburger Journalistengeschichte. Pol Leuck, Jahrgang 1914, war, nach seinen Anfängen als Mitarbeiter im „Luxemburger Wort“ und in der „Lëtzeburger Illustriert Revue“, einer der Pioniere des luxemburgischen Radioprogramms von RTL. Seine erste Sendung, „Welcome to our friends“, wurde als Willkommensgruß an die alliierten Truppen am 1. Oktober 1944 ausgestrahlt. In den folgenden Jahrzehnten machte sich der für seine unverblühten Meinungsäußerungen bekannte Journalist mit der unverwechselbaren Stimme vor allem als außenpolitischer Kommentator einen Namen. Auch nach seiner Pensionierung am 1. Oktober 1979 war er mit seiner Sendung „Politik um Sonndeg“ noch jahrelang allwöchentlich auf Antenne. Der gebürtige Eisenborner starb im Alter von 77 Jahren in einem hauptstädtischen Krankenhaus an den Folgen eines Herzinfarktes.



A l'ombre des trois synagogues

Trois synagogues, lieux de prière et centres spirituels, marquent, comme des bornes sur la route du temps, l'existence de la communauté juive de Luxembourg-Ville à l'époque moderne. Il n'y a rien d'étonnant à cela. La synagogue était, depuis la vie en exil, le lieu de ralliement de la communauté juive partout où un avenir quelque peu durable semblait lui être garanti. Elle est désignée, dans nos régions, par le terme „Schul” qui indique qu'il s'agit à la fois d'une maison de prière et d'une maison d'études. Avant l'époque moderne nous ne trouvons pas au Luxembourg des traces de vieilles synagogues, datant du Moyen Âge, comme c'est le cas, par exemple, dans les villes de Rhénanie. Cela tient certainement au fait que la résidence des Juifs au Luxembourg, au cours du Moyen Âge, fut sporadique et ne touchait qu'un petit nombre de personnes.

Certes, l'existence des Juifs au Luxembourg est attestée par des documents d'archives au moins depuis l'an 1276. C'étaient des petits groupes, quelques familles au plus, dont l'établissement dépendait surtout du vouloir et des intérêts royaux: Charles IV les protège (1349), mais Venceslas II les expulse (1391). Toutefois, recherchés et souvent rappelés par les princes et la noblesse, aussi bien en raison de leur fonction économique que des redevances exorbitantes qui les frappaient, nous les retrouvons tout au long du XV^e siècle, notamment sous la domination bourguignonne. Plus tard, aux XVII^e et XVIII^e siècles, il n'y aura pas de résidence durable, bien que les foires du Luxembourg soient régulièrement fréquentées par des commerçants juifs.

Lors de la récente célébration du bicentenaire de la Révolution Française, il a été amplement souligné que l'Emancipation des Juifs dans l'aire géographique de la France et, plus tard, de son empire fut l'œuvre de la Révolution. Au Luxembourg aussi c'est dans

le cadre du „Département des Forêts”, créé par Napoléon I^{er}, que l'Emancipation va porter ses fruits. Reconnus désormais comme citoyens, organisés par la loi napoléonienne sur les cultes en structures administratives appelées „Consistoires”, les Juifs, présents à Luxembourg depuis le début du XIX^e siècle, vont s'atteler à la tâche de former une communauté religieuse et de la doter d'une maison de prière.

Il ressort d'une liste établie par les autorités de la ville, à la fin de l'année 1808, que 75 Juifs y résidaient, mais ce chiffre ne correspond pas, selon toutes les probabilités, au nombre réel. Pour le moment, ce groupe ne possède pas de lieu de prière permanent et ce n'est qu'à partir de l'année 1823 que l'on peut parler d'une synagogue, lieu de prière communautaire destiné à satisfaire de façon durable les besoins spirituels de la Communauté. C'est ainsi que nous atteignons le début d'une époque déterminée de la Communauté Israélite du Luxembourg, celle de la:

Première synagogue de Luxembourg, rue du Séminaire

La première synagogue de la Communauté israélite de Luxembourg a été installée, fait à souligner, dans un édifice de la ville dont l'usage était quasiment religieux. Il s'agissait d'un refuge des religieuses de l'Abbaye de Diefendange de l'Ordre de Saint-Bernard. Ce bâtiment, sis dans ce qui est devenu plus tard la rue du Séminaire, avait été vendu comme bien national et, ayant passé de main en main, fut acquis, en 1821, par la Communauté Israélite pour être transformé en synagogue. L'inauguration et la consécration n'eurent lieu que deux ans plus tard, en 1823, dotant la jeune communauté de Luxembourg d'une maison de prière adaptée aux besoins d'un nombre modeste de fidèles. Le témoignage d'une ancienne fidèle, fille du second rabbin de la communauté, le Dr Blumenstein, nous décrit





Tout comme l'église catholique, la communauté juive vient d'obtenir pour la diriger un nouveau chef spirituel. A cette occasion le Grand rabbin Dr Emmanuel Bulz, lors de son départ à la retraite, a retracé pour nos lecteurs, l'histoire des trois synagogues qui à l'époque moderne ont successivement servi de lieu de prière aux adeptes de sa confession.



ce lieu de culte comme beau et accueillant malgré ses dimensions modestes, vu qu'il ne disposait que d'une centaine de places. Nous pouvons nous faire, d'autre part, une idée de cette première synagogue grâce à une peinture de Guido Oppenheim représentant l'intérieur de ce premier centre religieux de la Communauté Israélite. De la „Synagogue de la rue du Séminaire”, comme on la désigne souvent, s'élevaient les prières de la communauté juive pendant sept décennies, aussi longtemps qu'il était possible d'y placer les fidèles surtout aux grandes fêtes où l'affluence était toujours considérable. Mais avec l'augmentation du nombre des familles juives, au dernier quart du XIX^e siècle, la première synagogue devenait trop exigüe pour le culte public et l'administration de la communauté dut envisager d'en construire une autre. Ainsi naquit l'idée de la deuxième synagogue, celle de la rue Aldringen.

La deuxième synagogue de la rue Aldringen

Après la guerre de 1870, le Luxembourg devint un pays de refuge pour de nombreux Juifs d'Alsace et de Lorraine ainsi que pour ceux venant d'Allemagne. A la suite de cette immigration, la Communauté Israélite pouvait, en 1880, se prévaloir d'un considérable accroissement du nombre des familles qui la composait: 87 en ville et 67 dans la province. La construction d'une nouvelle synagogue s'imposait et le projet en avait été envisagé dès 1876. L'administration du Culte Israélite, s'adressant aux autorités publiques, proposait alors au gouvernement de lui céder l'ancienne synagogue en vue de l'agrandissement souhaité du Séminaire sous la condition qu'on lui accorde un emplacement et un subside approprié pour la construction d'un nouveau lieu de culte.

La réalisation du projet prit toutefois plusieurs années. La réunion des fonds par sous-

cription privée au sein de la Communauté, l'octroi d'une subvention par l'Etat et la Ville, la recherche et l'acquisition du terrain, tout cela fit retarder l'exécution du projet, de sorte que la première pierre ne put être posée qu'en juillet 1893. L'administration de la Communauté avait adopté auparavant les plans du professeur Ludwig Levy de Karlsruhe et chargé l'architecte de l'Etat Charles Arendt de leur exécution. Les travaux ont été menés avec beaucoup de diligence, de sorte qu'au bout de 13 mois „le nouveau temple” se dressait fièrement et était prêt pour l'inauguration officielle, le 28 septembre 1894. La cérémonie d'inauguration et de consécration fut conduite par le grand rabbin de l'époque le Dr Isaac Blumenstein ayant à ses côtés le président de la Communauté Israélite Louis Godchaux. Ce moment solennel fut pour le grand rabbin Blumenstein, comme l'a écrit sa fille, „le couronnement de l'œuvre méritoire et glorieuse du grand rabbin dont les efforts inlassables en avaient rendu possible la construction, qui en avait inspiré les plans et surveillé les travaux”.



La deuxième synagogue de la Communauté Israélite ressemblait par sa forme architecturale à de nombreuses autres synagogues construites en Europe à la fin du XIX^e siècle. Ces synagogues monumentales correspondaient, d'une part, à l'affirmation d'une présence culturelle et culturelle juive au sein de la cité et témoignaient, d'autre part, de la foi en un avenir heureux, favorisant l'intégration sociale de la communauté juive. Hélas! ces synagogues ont presque toutes été la proie de la furie destructrice des nazis qui en une nuit, l'odieuse „Kristallnacht” du 9 novembre 1938, en ont détruit et incendié près de 300.

L'architecture synagogue s'inspirait, à travers les siècles, du style de l'époque correspondante et de son art et n'avait pas dégagé un style uniforme et original. Les antiques maisons de prière furent calquées, comme leur nom grec „synagoga” l'indique, sur le style grec. La synagogue de Capernaum, près de Tibériade, en est notamment un exemple connu. Au Moyen Âge, la plus vieille synagogue d'Europe, celle de Worms, bâtie en 1034,

était de style roman; d'autres comme celle de Prague, „l'Altneuschul”, datant du XIII^e siècle est de style purement gothique. Plus tard, des synagogues ont subi l'influence du style Renaissance ou baroque surtout en Italie. En Espagne se profile par son style mauresque la célèbre synagogue de Tolède connue, à cause de son marbre blanc, sous le nom „La Blanca”.

Lorsque, au XIX^e siècle, de grandes synagogues furent construites en Europe, les Juifs, à la recherche d'un style, voulaient, en peuple oriental, se référer à l'Orient et ressusciter un style appelé néo-oriental. La deuxième synagogue de Luxembourg fut érigée d'après ce style. Elle se signalait par une large coupole centrale, flanquée de deux coupoles latérales de moindre envergure, d'un portail et des fenêtres aux arceaux ronds, caractéristique des basiliques orientales. L'intérieur suivait la même ligne pour l'édification de l'Arche Sainte, l'utilisation de la peinture polychrome et l'aménagement. Située à l'angle de la rue Aldringen et de la rue

Notre-Dame, la synagogue contribuait grandement, par son aspect monumental, à la beauté de la ville. Elle a servi de centre spirituel, lieu de prière et d'édification, au cours de cinq décennies à une communauté qui ne cessait de progresser aussi bien numériquement que spirituellement et matériellement et qui fut d'un grand apport dans tous les domaines de la vie du pays. L'invasion et l'occupation du Luxembourg par l'Allemagne nazie ont porté un coup fatal à cette Maison de Dieu. Profanée dès l'an 1942, elle fut par la suite livrée à la rage destructrice de l'occupant et démolie, pierre par pierre, au cours des premiers mois de l'année 1943. Seule une plaque commémorative, apposée lors du cinquantenaire de la „Nuit de Cristal”, le 23 novembre 1988, sur le bâtiment érigé à l'emplacement de la synagogue en conserve le souvenir matériel. Ainsi s'acheva tragiquement, avec des centaines de synagogues européennes, l'existence d'une Maison de Dieu qui a illustré non seulement la Communauté Israélite de Luxembourg mais aussi le pays tout entier.

La troisième synagogue de l'avenue Monterey

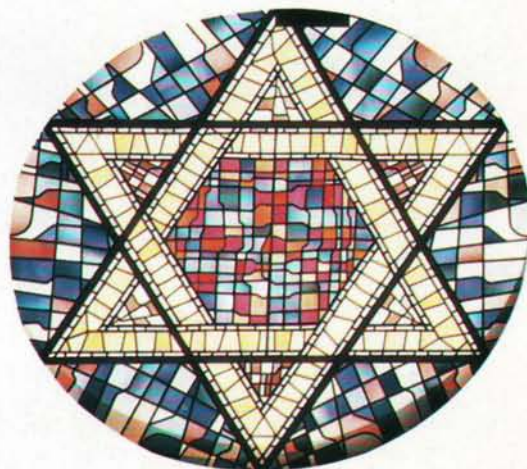
Avec la destruction de sa synagogue, la Communauté Israélite de Luxembourg devait subir le même sort: disparition et anéantissement. Prise dans les griffes du monstre nazi, elle subissait les affres de sa politique: expatriation forcée d'abord, déportation dans les camps de concentration ensuite. Ceux qui ont réussi à émigrer, de gré ou de force, et qui ont réussi à trouver un refuge, souvent une cachette, en Europe (quelques-uns un accueil problématique outre-mer) ne pensaient qu'à revenir au pays après la guerre. Ce fut effectivement le cas, dès que la libération du pays par les forces alliées progressait, les Juifs de Luxembourg prenaient le chemin du retour et, aidés, le plus souvent, par les aumôneries de l'armée américaine, ils reconstituèrent immédiatement un embryon de communauté en attendant des temps meilleurs. Bientôt une administration sous la forme d'un Consistoire provisoire se forma dont le mot d'ordre fut: reconstruire la Communauté Israélite de Luxembourg. Or, pouvait-on reconstruire une communauté juive sans penser à reconstruire son centre vital, la synagogue? C'est à cette tâche-là qu'allait s'atteler le Consistoire provisoire avec l'aide des rapatriés et le soutien du Gouvernement grand-ducal.

Le plan en a été immédiatement pris en considération sous l'impulsion d'une équipe animée par Edmond Marx, vice-président du Consistoire Israélite d'avant-guerre. Toutefois l'exécution du projet dut être retardée en raison de nombreux problèmes que suscitait semblable entreprise. Il fallait donc organiser le provisoire et parer au plus pressé. Il fut décidé de louer pour le moment une salle convenable – il s'agissait d'une salle au bâtiment de la Bourse, avenue de la Porte Neuve – et d'y installer un lieu de culte provisoire. Ce provisoire dura en fait huit ans, laps de temps nécessaire pour négocier avec l'Etat et la Commune l'échange de l'ancien emplacement contre un nouveau mieux situé, l'établissement des plans, la solution des problèmes financiers, etc. Finalement, l'Etat ayant

Intérieur de la première synagogue, rue du Séminaire, à Luxembourg, par le peintre juif Guido Oppenheim (1862-1942), qui mourut au camp de concentration de Terezin (page 12).

La deuxième synagogue de la rue Aldringen

En bas: Lors de la commémoration du 50^e anniversaire de la nuit du pogrome du 9 novembre 1938, de g. à dr.: M. Guy Aach et M. Alain Meyer, président et membre du Consistoire Israélite, Mme le bourgmestre Lydie Wurth-Polfer, l'ancien ministre des affaires culturelles Robert Krieps (†) et le Grand rabbin Dr Emmanuel Bulz.





accepté d'échanger l'ancien terrain contre un bel emplacement sis avenue Monterey en lisière du parc et ayant accordé son entier soutien financier, le Consistoire put procéder au stade de la réalisation du projet. La première pierre put être posée, le 12 juin 1951, et les travaux confiés aux deux architectes éminents Victor Engels et René Mailet, qui menèrent à bien l'œuvre avec beaucoup de diligence et de maîtrise, de sorte que l'on put procéder après deux ans, le 28 juin 1953, à l'inauguration solennelle de la troisième synagogue de Luxembourg, celle de l'avenue Monterey.

La synagogue de l'avenue Monterey, située dans le cadre vert du parc municipal, se distingue également par son aspect monumental. Toutefois son style architectural tranche nettement avec toutes celles édifiées au XIX^e siècle. Les constructeurs, à la recherche d'une expression plus moderne, choisirent pour le bâtiment la forme rectiligne d'inspiration classique, s'efforçant toutefois à lui conférer des parties saillantes qui soulignent son caractère d'édifice cultuel. La façade, en pierres de taille, est judicieusement divisée par les longues fenêtres latérales, aussi rectilignes, et les rosaces du fronton, qui avec les vitraux multicolores, soulignent l'aspect traditionnel d'une maison de prière. Orientée, selon la tradition vers l'Est, la synagogue ne se présente pas de face, mais de flanc, une des façades latérales

donne sur l'avenue Monterey, et elle comporte deux portes, une à chaque extrémité, conduisant l'une vers le sanctuaire, l'autre vers le sous-sol, partie sociale de l'édifice: salle de conférences, classes, secrétariat, salle pour la jeunesse, tout cela correspondant à une conception plus moderne de la synagogue, que celle du XIX^e siècle, qui redevient centre communautaire dans le sens le plus large du terme.

A l'intérieur, au rez-de-chaussée se trouve la salle de prière pourvue de bancs appropriés pour les fidèles. Cette salle comporte trois galeries, deux latérales et une arrière où sont, en général, placées les femmes. Devant, vers l'Est, il y a une estrade, partie où se déroule le service religieux. Elle se termine par la partie la plus consacrée de la synagogue, l'Arche Sainte, sorte d'armoire encastrée dans le mur, dans laquelle sont conservés les Rouleaux de la Torà et qui est recouverte d'un rideau artistiquement ouvragé. Le tout est d'une harmonie exquise de par ses formes et ses couleurs et offre à l'homme en prière l'atmosphère requise pour la méditation et le recueillement.

La troisième synagogue a été inaugurée, le 28 juin 1953, en présence de S.A.R. le Grand-Duc Héritier de l'époque, accompagné des plus hautes autorités de l'Etat, de la Ville et de l'Eglise. Le grand rabbin Jacob

Kaplan de Paris rehaussait également la cérémonie de sa présence et de sa parole. Tous les orateurs exprimèrent leur admiration à l'égard de ce nouveau lieu de culte destiné à la Communauté Israélite et louèrent les efforts du Consistoire en la personne de son président Edmond Marx et de son grand rabbin Charles Lehrmann auquel échet le grand honneur de consacrer cette nouvelle synagogue. Parmi les orateurs, relevons surtout les paroles suivantes du Ministre des Cultes de l'époque, Pierre Frieden:

„C'est dans la lumière de la grande histoire juive que la synagogue de Luxembourg, démolie passagèrement par le vandalisme inintelligent qu'engendrait une doctrine d'orgueil et de fanatisme, réapparaît sur le territoire de notre ville et affirme sur terre luxembourgeoise la pérennité d'une pensée et d'une foi qui est depuis plus de trois mille ans une des pierres angulaires de la civilisation humaine.”

Il ne nous reste qu'à prier et souhaiter que se réalise pour la troisième synagogue de Luxembourg la prophétie qui a été gravée sur son fronton, celle d'Aggée (2,9): „Plus grand sera la gloire de cette dernière Maison que celle de la première, dit l'Eternel Cebaoth, et dans ce lieu j'établirai la paix”.

Emmanuel Bulz

ISRAEL



Eine Art Heilsgeschichte

Der Mann unter seinem Feigenbaum telephonierte
mit dem Mann unter seinem Weinstock:
„Sie können heute Nacht mit Bestimmtheit kommen.
Panzere die Blätter, schließ den Baum gut ab,
ruf die Toten nach Hause und sei bereit.“

Das weiße Lamm sagte zum Wolf:
„Die Menschskinder blöken und mein Herz schmerzt:
sie werden sich Bajonettkämpfe liefern.
Bei unserm nächsten Treffen wird die Sache verhandelt.“

Alle Völker werden nach Jerusalem strömen
um zu sehn, ob Tora in Erscheinung trat, und inzwischen,
weil Frühling ist,
werden sie ringsum Blumen pflücken.

Und sie werden umschmieden Schwert zu Winzermesser
und Winzermesser zu Schwert,
immer wieder und ohne Ende.

Vielleicht, daß im vielen Schmieden und Schleifen
das Streiteisen in der Welt verschwindet.

Yehuda Amichai (Übersetzung von Christoph Meckel)

Alltagsbilder aus dem heutigen Israel: Betende an der Klagemauer von Jerusalem, Soldaten und Straßenhändler sowie ein Kibbuz im Westjordanland.

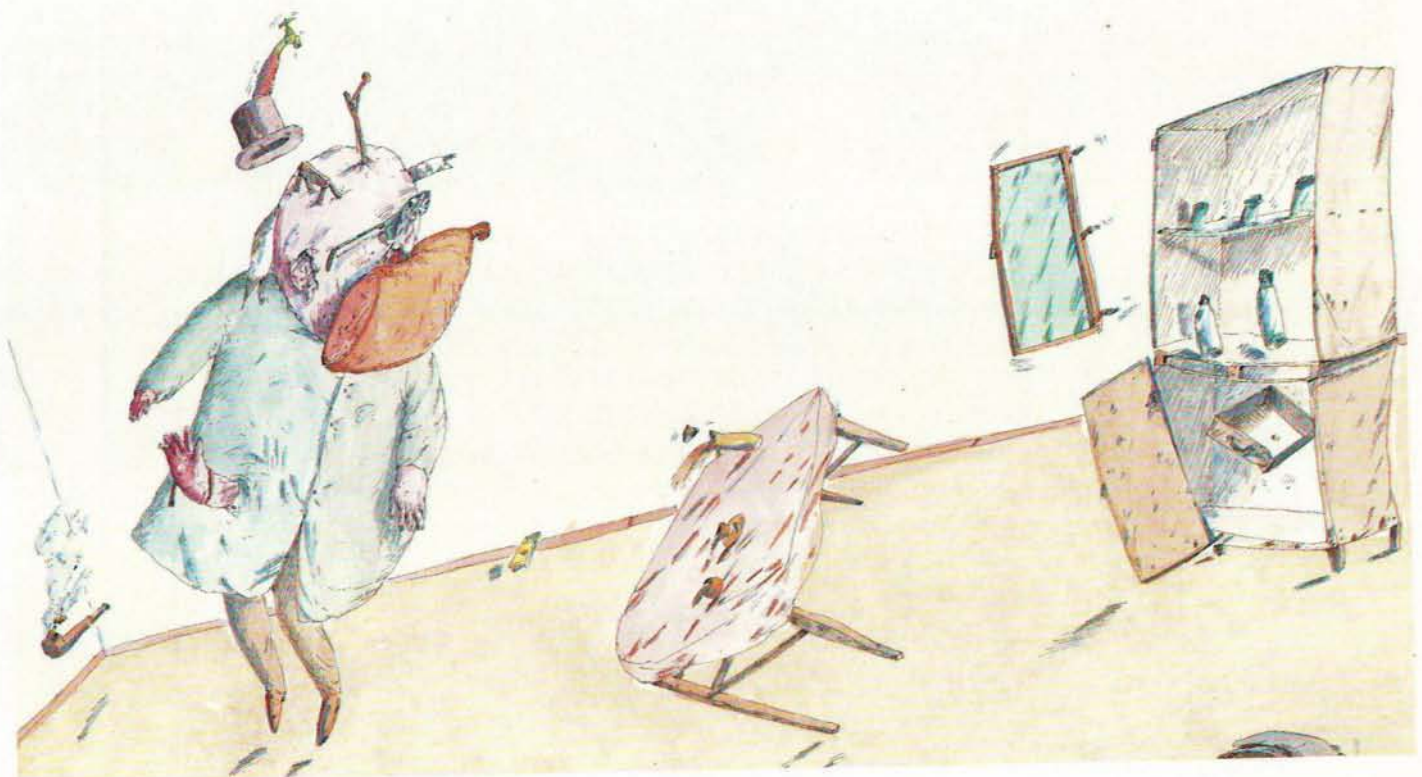


Kuurz virum Kaffi

„Jhang, sätz dech mol! Wëlls d'eng Fläsch Béier?“
 „O mei, do muss jo eppes Fierchterlechtes geschitt sin!“
 „Ech muss der eppes son.“
 „Dat hun ech well begraff, versuerg der de Béier bis hanneno!“
 De Jhang sätzt sech op d'Bänk laanscht de Kichendesch. D'Fra dréchent sech d'Hänn of. Se bleift an der haalwer Kiche ston. Se stäipt d'Hänn an d'Hëffen.
 De Radio as aus, denkt de Jhang; soss huet et en ëmmer lafen, wann ech heemkommen.
 „Déng Duechter freit.“
 „Eist Monn?“
 „Maja, oder hues d'nach eent?“
 „Ja, an? 'T as dach al genuch! A wouhir weess de dat?“
 „'T huet mer et gesot.“
 „Fir dat s du mir et solls son? Wou as et?“
 „Uewenop um Velo.“
 De Jhang hält sech de Béier selwer aus dem Frigo.
 „A wien as et?“
 D'Paulette fänkt un, d'Telleren an d'Jhatten aus dem Schaf ze huelen.
 „Du kenns en nët, en as vum Lampertsbiere, e schafft an engem Ministère. D'Monn huet mer eng Foto vun em gewisen, 't as keen iwülen.“
 „'T gët dem Jhang onheemlech. Do as dach eppes!“
 „'T fiert dach soss nët sou laang ronderëm de Bräi!“
 „A wou as den Hoken?“
 „Wat fir en Hoken? Ech wollt der et jhust son! A séng Pai as keng kleng, wann s de dat éire mengs!“
 De Jhang hat eigentlech guer näischt gemengt.
 „Kennen se sech da scho laang?“
 „'T schéngt es. 'T as eng Tennischicht, vun der Kockelscheier. 'T muss scho vum leschte Summer hir sin. Séng Elteren haten e Geschäft an der Enneschtgaass.“
 „Haten?“
 „Se liewen op de Renten, 't si Leit déi sech gutt stin.“
 „'T as dem Jhang eng Grëtz mei liicht, mä nëmme eng Grëtz.“
 „A wéini kritt een dee Borscht ze gesinn?“

D'Paulette tesselt d'Läffelsgeschir nieft d'Telleren a kuckt de Jhang kuurz an d'Gesicht, mä nëmme ganz kuurz.
 „Dorëms geet et jo! 'T wëllt en e Samschdeg mat heem bréngen.“
 „Aha!“
 De Jhang spillt mam Läffelchen.
 „Asou! Da ruff et lo rof, da kann et mer dat jo selwer zielen, 't huet dach uechtzeng Joer! 'T as dach soss nët op de Mond gefall! Firwat soll hatt da kee Frënd hun, oder Freier, wann s de wëlls?“
 D'Paulette geet bis an de Gank an an d'hallef Trap.
 „Monnchen, iessen!“
 D'Paulette kënnt zrëck an d'Kichen an hält de Kaffiskrou vun der Maschinn. De Jhang schëtt sech raus.
 „A wéi heescht en?“
 D'Paulette steet bal widdert him. 'T hält hie mam Aarm.
 „Jhang, 't schéngt wiirklech e léiwe Jong ze sin!“
 De Jhang weess nët firwat, mä lo gët et him kachegliddeg. Oder as dat vun där klenger Schlupp Kaffi?
 „Do as dach en Hoken, ech sot et jo! Wéi heescht en dann?“
 „Kleidermann!“
 Dat war d'Monn, dat an der Dir steet.
 D'Mamm sätzt sech. De Jhang seet een Ablack näischt, mä nëmme een Ablack.
 „Ja, an?“
 D'Paulette kuckt hie riicht an d'Gesicht.
 „Gelt, du hues lo een Ablack gezéckt!“
 „Ech? Gezéckt? Wéi sou? Kleidermann? Da's dach e bekanntene Numm, 't gët dach och een sou, dee Piano spillt! Wat as dann?“
 „Dann as et jo gutt!“, seet d'Monn.
 „'T sätzt sech och un. 'T gët roueg an der Kichen. Bis de Jhang freit, mä nëmme fir eppes ze son:
 „Kann en da wéinstens och Piano spillen?“

josy braun



Les Grands rabbins du Luxembourg



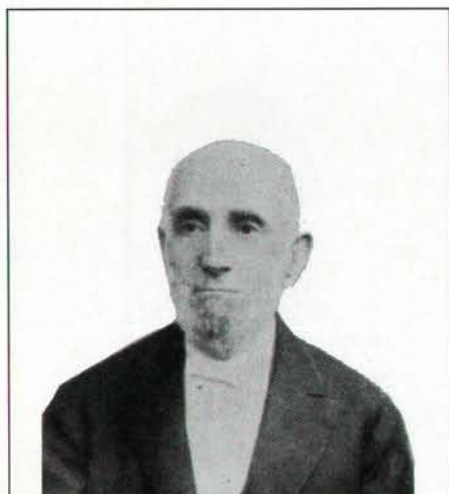
Parmi les attributions essentielles du Consistoire Israélite figure le choix d'un Grand rabbin qui doit être nommé par le Grand-Duc. Tandis que les membres consistoriaux ont pour fonction l'administration de la Communauté juive qu'ils représentent, le Grand rabbin en est le guide spirituel. On imagine aisément quelle influence les rabbins successifs ont pu avoir sur les conceptions et la vie religieuse des Juifs au Luxembourg. C'est pourquoi il nous a semblé intéressant de dresser un portrait succinct des Grands rabbins de la Communauté Israélite du Luxembourg.



Samuel Hirsch (1843-1866)

Le critère de nationalité – il était né en 1815 à Thalfang près de Trèves – constituait un premier obstacle à sa nomination. Celui-ci fut levé par un décret royal accordant la naturalisation au candidat. Par la suite, les autorités de notre pays exemptèrent de la naturalisation les chefs spirituels de la communauté juive.

Samuel Hirsch était un homme de grande culture ayant baigné dans la tradition philosophique de Schleiermacher et de Hegel. C'est lui qui tenta d'implanter au Luxembourg le courant „libéral” dont la teneur consistait à privilégier l'aspect éthique du judaïsme par rapport aux pratiques proprement religieuses. Ses positions tranchées par rapport à l'orthodoxie religieuse lui valurent l'opposition des rabbins traditionnels. A la tête du mouvement libéral il préconisait ainsi la révision des lois sabbatiques et des lois rituelles sur la nourriture ou encore le remplacement de l'hébreu par la langue du pays dans la liturgie. Au Luxembourg le ministère de Samuel Hirsch apporta certaines modifications à la vie cultuelle dans le sens „libéral”, mais sans y intégrer les formes les plus radicales prônées par Hirsch. En effet, chez nous certaines familles atta-



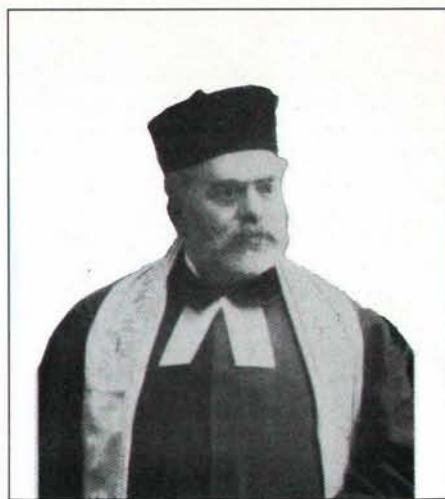
chées aux traditions ancestrales transmises à travers les générations s'y seraient opposées. C'est pourquoi un judaïsme plus traditionnel que celui voulu par Hirsch s'est implanté au Grand-Duché. Quant au Grand rabbin il acquit une grande notoriété aux Etats-Unis où il présida aux destinées spirituelles de la communauté de Philadelphie. C'est là qu'à partir de 1866 il put déployer son activité réformatrice dont il fit accepter les idées directrices par le Congrès rabbinique qu'il présidait en 1869. Ce fut en quelque sorte l'ancien Grand rabbin du Luxembourg qui fut à la base du mouvement „libéral” et réformateur dans le judaïsme américain, tendance qui demeure importante de nos jours.

Après un intermède de 4 ans où un chef spirituel français, le Grand rabbin Sopher de Dijon prit en mains les destinées de la Communauté (1866-1870), ce fut le Docteur Isaac Blumenstein qui fut installé en décembre 1871.

Isaac Blumenstein (1871-1903)

Né en 1843 dans le Grand-Duché de Bade, il suivit les cours du célèbre séminaire israélite de Breslau et présenta une thèse de doctorat à l'université de la même ville. Au début de sa carrière rabbinique il exerça les fonctions difficiles d'aumônier de guerre. Pacifiste dans l'âme, il tenta de réconforter du mieux qu'il put tant ses coreligionnaires allemands que les prisonniers français de confession israélite, activité qui lui valut bien des lettres de reconnaissance.

Pendant son ministère la communauté juive du Luxembourg connut un accroissement notable. Parmi ses membres, on compte des familles aussi éminentes que les Lippmann qui donnèrent à notre pays son unique Prix Nobel, le physicien Gabriel Lippmann, ou celle des Godchaux. Le vieux cimetière juif de Clausen s'avérant trop exigü, on projeta de l'agrandir, mais ce plan ne put se réaliser pour des raisons techniques. C'est ainsi que le Consistoire acquit un terrain destiné à un nouveau cimetière qui fut établi en 1884 grâce aux dons des fidèles et à un subside gouvernemental. Il s'agit du cimetière actuel de Bellevue, situé au Limpertsberg. Le nombre croissant de Juifs exigeait également un lieu de prières plus vaste. Le Consistoire et le Docteur Blumenstein intervinrent auprès des autorités et la synagogue de la rue Aldringen fut inaugurée le 28 septembre 1894.¹ Dans ce bâtiment la vie communautaire connut un nouvel essor et le Grand rabbin Blumenstein introduisit l'office solennel du vendredi soir. Il fut également à l'origine de sociétés juives, s'occupant en particulier des soins des malades ainsi que du service suprême auprès des morts. Son dévouement était reconnu de tous et c'est en se rendant dans une maison de deuil

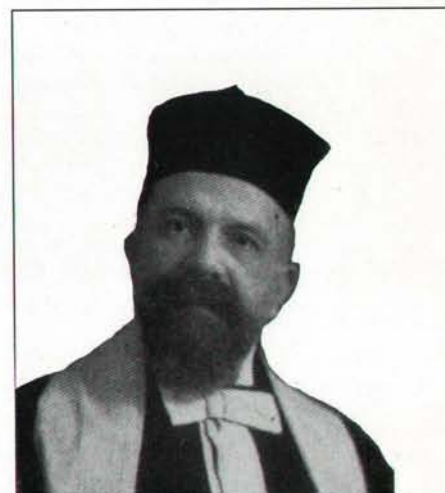


pour réconforter la famille du défunt qu'il fut terrassé par un malaise le 3 août 1903, à l'âge de 60 ans à peine.

Samuel Fuchs (1904-1928)

Hongrois d'origine, Samuel Fuchs poursuivit ses études rabbiniques à Budapest, puis à Berlin où il s'inscrivit également à l'université et y rédigea une thèse de doctorat. Fils d'une famille très pauvre – il subvenait à ses propres besoins depuis l'âge de 14 ans – le futur Grand rabbin avait une soif immense de savoir. Il étudia ainsi 14 langues dont l'arabe et l'assyrien. Excellent pédagogue, il était aimé et respecté de ses disciples. Visionnaire, il organisa à Luxembourg un cours d'hébreu moderne pour adultes. La vie sociale de la communauté lui tenait beaucoup à cœur. C'est lui qui convainquit les adolescents et les jeunes adultes de fonder l'Union des Jeunes Gens Israélites. Grand prédicateur, il fascinait son auditoire par ses commentaires érudits et limpides des textes sacrés.

La Première Guerre Mondiale avec son lot de souffrances marqua le ministère du Docteur Fuchs. Il devint un des membres fondateurs de la Croix-Rouge



luxembourgeoise. Le chef spirituel de la Communauté juive visite et réconforte malades et blessés. Son autre champ d'activités est l'aide aux Juifs de l'Est persécutés qui avaient cru trouver une terre d'asile en Alsace-Lorraine d'où les Allemands les expulsèrent. C'est dans cette période difficile que Samuel Fuchs donne la pleine mesure de ses talents d'organisation et de ses qualités de cœur. Il est „leur protecteur, leur providence”². Il imposait le respect aux autorités d'occupation allemandes. Ainsi, lorsque l'empereur établit son grand quartier général dans notre pays les malheureux émigrés durent partir pour la Belgique. Les interventions énergiques du Grand rabbin permirent aux malades de demeurer au Luxembourg et par la suite aux proscrits d'y revenir. Mais un peu plus tard Tesmar, le commandant militaire de Luxembourg, décida l'expulsion de tous les Polonais, leur rapatriement vers leur pays d'origine ainsi que leur incorporation dans l'armée autrichienne. Samuel Fuchs remua ciel et terre pour faire rapporter cette disposition et sa farouche détermination fut finalement récompensée. Les familles françaises réfugiées chez nous par suite des bombardements bénéficièrent aussi de l'aide du Grand rabbin qui intercédait en leur faveur auprès de l'occupant qui les autorisa en fin de compte à regagner leurs villes et villages d'origine.

Au niveau scientifique le Dr. Fuchs jouissait d'un grand prestige. Ainsi, il rédigea l'article sur Hammourabi pour l'encyclopédie juive américaine. De 1911 à 1915 il publia une série d'articles importants sur le droit talmudique et les langues orientales.

Depuis 1923 le Grand rabbin souffrait d'une affection cardiaque qui devait l'emporter le 21 juillet 1928, alors qu'il n'avait que 52 ans.

Robert Serebrenik (1929-1946)

Né à Vienne en 1902, Robert Serebrenik y fit ses études rabbiniques et universitaires couronnées par un doctorat. C'est un très jeune rabbin de 27 ans qui fit connaissance avec sa nouvelle communauté très bien structurée et comportant de nombreuses associations. Plus conservateur sur le plan religieux que ses prédécesseurs, le nouveau chef spirituel imposa une tendance plus traditionaliste aux rites pratiqués au Luxembourg. Il trouvait un appui parmi les Juifs venus d'Alsace-Lorraine et après 1933 chez les réfugiés de l'Est à la pratique religieuse stricte. La majorité de la Communauté étant cependant plus libérale, on aboutit à un compromis: l'orgue fut maintenu, mais l'abatage rituel et la vente de viande „cachère” furent soumis au contrôle rabbinique.

Intellectuel de grande qualité, le Docteur Serebrenik mit l'accent sur l'enseignement religieux en y ajoutant des cours



du soir pour la jeunesse. Ses conférences sous les auspices du Consistoire furent nombreuses et de haut niveau. Parmi ses publications relevons: „Europa und Sowjetrußland” (1935), „Der jüdische Weg” (1936), „Judentum und Kommunismus” (1937).

La montée du nazisme fit quasiment doubler le nombre d'Israélites résidant au Grand-Duché. Ainsi, la population juive passa de 1.771 en 1927 à 3.144 personnes en 1935. Parmi les réfugiés on comptait de nombreux intellectuels et des artistes qui enrichirent non seulement la vie de la Communauté juive, mais aussi la vie culturelle du pays. Des groupes d'études religieuses ainsi que des associations sionnistes virent aussi le jour au Luxembourg.

Malheureusement le 10 mai 1940 sonna le glas de cette vie culturelle et spirituelle foisonnante. A partir de la prise de fonction de l'infâme Gauleiter Simon les conditions de vie des Juifs empirèrent de jour en jour. Le Consistoire et le Grand rabbin Serebrenik devaient répondre de tous les actes de la Communauté juive et étaient fréquemment convoqués à la Villa Pauly. Robert Serebrenik et le Président Louis Sternberg furent appelés à comparaître devant le préposé aux affaires juives, le sinistre Adolf Eichmann. La situation s'aggrava encore à partir du 3 mai 1941 où l'office du vendredi soir fut interrompu par les Nazis. Une semaine plus tard le Grand rabbin fut molesté sur la voie publique et le 17 mai la synagogue qu'on avait déjà tenté d'incendier par deux fois fut fermée pour être démolie par la suite. Se sentant en danger, Robert Serebrenik et son épouse quittèrent Luxembourg pour les Etats-Unis où il devint le fondateur du „Luxembourg Jewish Information Office” qui voulait sauver un maximum de Juifs du Luxembourg du piège qui s'était refermé sur eux. Le „Luxembourg Jewish Information Office” devint le „Luxembourg Jewish Committee” et plus tard, le 11 mars 1942, la Communauté des Juifs luxembourgeois à New York avec à sa tête le Docteur Serebrenik. Ayant trouvé une nouvelle patrie, cet homme éminent qui a

bien mérité de la Communauté juive de Luxembourg présenta sa démission aux autorités en 1946 et termina ses jours aux Etats-Unis.

Joseph Kratzenstein (1946-1948)

Le premier Grand rabbin de l'après-guerre fut le Dr. Joseph Kratzenstein de Zurich où il exerça les fonctions de professeur d'hébreu et de rabbin adjoint. Il mettait l'accent sur la pédagogie et déploya une remarquable activité philanthropique en faveur des orphelins de guerre qu'il espérait pouvoir envoyer en Israël, l'Etat juif nouveau-né. Etant pleinement pris par cette noble tâche, il démissionnera en décembre 1948 après deux ans de ministère rabbinique.

Charles Lehrmann (1950-1958)

Né en 1905 à Strzyzow, situé dans une ancienne région autrichienne devenue polonaise, il fit ses études rabbiniques et philosophiques à Würzburg, Berlin et Lausanne. Docteur en philosophie et licencié ès Lettres, il quitta l'Allemagne dès l'avènement des Nazis pour gagner la Suisse où il mena de pair une carrière universitaire et son activité pastorale. Pendant son séjour en Suisse il publia des ouvrages remarquables tels que „Bergsonisme et Judaïsme”, „L'Elément Juif dans la Pensée Européenne” ou encore „L'Elément Juif dans la Littérature Française”. Plus tard il écrivit un ouvrage important sur Heinrich Heine. Sa carrière rabbinique débuta à Rome pour se poursuivre aux Etats-Unis et à Fribourg en Suisse.

Ses nouvelles fonctions dans lesquelles il fut installé en 1950 lui permirent de déployer une intense activité culturelle et sociale tant à l'intérieur qu'à l'extérieur de la communauté juive du Luxembourg. Il fut ainsi le porte-parole de la pensée juive sur les ondes de Radio-Luxembourg grâce à l'émission „La lumière éternelle” qu'il anima avec grand talent. Le Grand



rabbin Lehrmann s'occupa également de l'instruction religieuse à Luxembourg et à Esch-sur-Alzette, communauté pour laquelle il fit engager un Ministre Officiant permanent.

La présence de Charles Lehrmann à la tête de la Communauté fut marquée par des événements importants. C'est à Luxembourg que le ministre des affaires étrangères israélien Moshé Sharett signa le traité de réparation conclu entre lui et Konrad Adenauer. L'inauguration de la nouvelle synagogue de l'avenue Montreux le 28 juin 1953 en présence des plus hautes autorités civiles et religieuses constitua le couronnement de sa carrière de Grand rabbin du Luxembourg. Quelques semaines plus tard, sous son impulsion, le nouveau bâtiment accueillit le congrès rabbinique européen en présence des sommités de l'époque parmi lesquelles on ne saurait omettre le vénéré Grand rabbin Leo Baeck. Charles Lehrmann quitta le Luxembourg en 1958 pour exercer son ministère dans la communauté prestigieuse de Berlin qu'il fit également profiter de son rayonnement spirituel et intellectuel jusqu'à sa retraite. Le Grand rabbin mourut en 1977 à Luxembourg.

Emmanuel Bulz (1958-1990)

Le Grand rabbin Emmanuel Bulz est né en 1917 à Vienne. Il a passé son enfance à Belgrade où il termine ses études secondaires pour entrer en 1937 à l'Ecole Rabbinique de France. Il suit en même temps des cours à la Faculté des Lettres de la Sorbonne et à l'Ecole des Langues Orientales. Il obtient le diplôme de rabbin en 1942. Entre temps Emmanuel Bulz avait passé en Sorbonne le Certificat d'Etudes Supérieures de Langues Sémitiques Anciennes et subi avec succès l'examen d'arabe littéral à l'Ecole des Langues Orientales. A la Libération il passe un Certificat d'Etudes Supérieures de langue allemande et s'inscrit à la Faculté de Lyon où il obtient sa licence en 1948 pour soutenir une thèse de doctorat 6 ans plus tard à l'Université de Neuchâtel.

Cette formation universitaire impressionnante, doublée d'une connaissance de multiples langues, traduit bien la soif de savoir du Docteur Bulz. Mais l'homme d'études se double de l'homme d'action. Ainsi, dès le début de 1942, le jeune Emmanuel Bulz milite au sein du mouvement de Résistance „Combat”. En juillet 1943 il entre dans l'Organisation Juive de combat, affiliée aux Forces Françaises de l'Intérieur. En avril 1944 il rejoint le maquis de cette organisation situé près de Chambon. Avec ce groupe il participe aux combats pour la Libération de Lyon.

Son activité patriotique lui a valu de multiples distinctions dont le titre de Chevalier de la Légion d'Honneur au titre de la Résistance.

Dès la Libération Emmanuel Bulz est nommé rabbin auxiliaire de Lyon, détaché auprès de la Communauté de Villeurbanne. En 1949, à la demande du Grand rabbin de France, il accepte le poste rabbinique de la Communauté Israélite de La Chaux-de-Fonds en Suisse. En 1958 il est installé comme Grand rabbin du Luxembourg, ministère qu'il exercera pendant 32 ans jusqu'au 1^{er} juillet 1990. En reconnaissance de ses mérites exceptionnels le Gouvernement lui a conféré le titre honorifique de ses fonctions. C'est la première fois que les autorités luxembourgeoises attribuent cette distinction à un Grand rabbin.

La longue période pendant laquelle le Dr. Bulz fut à la tête de la Communauté Israélite de notre pays témoigne d'un attachement réciproque profond. Le Grand rabbin honoraire a réussi à concilier le travail pastoral et l'ouverture au monde non-juif tout en soulignant incessamment la spécificité du judaïsme. De concert avec le Président Edmond Israel et de ses amis chrétiens il fut l'un des fondateurs de l'Association Interconfessionnelle. Ses conférences sur les sujets les plus variés, ses émissions radiophoniques ainsi que ses allocutions pour la Fête Nationale lui valurent le respect et l'admiration de larges couches de la population luxembourgeoise. Toutes les œuvres juives, qu'elles fussent d'ordre religieux, culturel ou cari-

tatif ont toujours pu compter sur le concours très actif du Docteur Bulz. Sa réputation a largement dépassé nos frontières. Ainsi, il est l'un des principaux animateurs des célèbres Journées bibliques d'Anvers.

Des hôtes de marques visitèrent la Communauté pendant son ministère: le couple grand-ducal lors du 175^e anniversaire du Consistoire, le président de l'Etat d'Israël, le maire de Jérusalem pour ne citer que les plus prestigieux. Le Grand rabbin eut aussi l'honneur d'accompagner le Grand-Duc et la Grande-Duchesse lors de leur visite officielle en Israël en 1987.

Depuis son récent départ à la retraite, le Grand rabbin Bulz n'est pas resté inactif. Avec discrétion il continue de prodiguer ses conseils avisés à tous ceux qui lui en font la demande et rend encore d'éminents services à sa communauté juive du Luxembourg.

Joseph Sayagh (depuis le 1^{er} juillet 1990)

Né en 1949 à Fès, le Grand rabbin Joseph Sayagh est le premier chef spirituel juif de Luxembourg originaire d'Afrique du Nord. Ce fait va de pair avec les profondes modifications qu'a connues notre Communauté depuis plus de vingt ans. Alors qu'auparavant la majorité de ses membres provenaient d'Allemagne, de Lorraine, d'Alsace ou de l'Est européen lorsqu'ils n'étaient pas Luxembourgeois de vieille souche, les événements politiques du Maghreb et du Moyen-Orient ainsi que les institutions internationales et bancaires ont amené nombre de Juifs sépharades à Luxembourg.

Joseph Sayagh a passé son diplôme de rabbin au célèbre séminaire rabbinique de Paris. Il est par ailleurs licencié en sciences mathématiques et a fait des études en langues et civilisations orientales. De 1979 à 1990 il fut Rabbin de Tours où il exerça les fonctions de chargé de cours d'hébreu moderne à l'Université François Rabelais.

En peu de temps le nouveau Grand rabbin a su gagner la sympathie de ses fidèles. Tout en respectant les traditions religieuses de la communauté juive du Luxembourg, il parvient à communiquer avec chaleur les valeurs de la riche tradition juive sépharade.

Alain Meyer



Le Grand rabbin Joseph Sayagh (à gauche) et le Dr Emmanuel Bulz

¹ Les informations quant aux Grands rabbins jusqu'au Grand rabbin Lehrmann inclus sont tirées de l'ouvrage de Charles et Graziella Lehrmann: „La Communauté juive de Luxembourg dans le passé et dans le présent”, Imprimerie Coopérative, 1953, Esch-sur-Alzette, pp. 55-102.

² Pour les détails cf. l'étude du Grand rabbin honoraire Emmanuel Bulz.

³ op. cit., p. 73

„Die Natur ist gnädiger

Der ehemalige Auschwitz-Häftling Alfred Oppenheimer über Verfolgung und Ausrottung der Juden im Dritten Reich

In der letzten Märzwoche des Jahres 1991 hat der 89jährige Luxemburger Jude Alfred Oppenheimer eine einwöchige Reise zu jenem Ort angetreten, den er vor 46 Jahren als einer von wenigen Überlebenden verlassen hat und der ihn bis heute in schrecklichen Alpträumen peinigt. Alfred Oppenheimer hat sich bereiterklärt, auf Einladung der deutschen evangelischen „Aktion Sühnezeichen“, eine Studiengruppe aus dem Saarland, aus Luxemburg und Lothringen ins ehemalige nationalsozialistische Massenvernichtungslager Auschwitz nach Polen zu begleiten. Für den einstigen Häftling, der nur durch Zufall diese Hölle überlebte, in der zwischen 1941 und 1945 insgesamt sechs Millionen Juden vergast wurden, ist dies die erste Reise in eine Vergangenheit, die sein ganzes Leben geprägt und überschattet hat.



Er sitzt in seinem bequemen Ohrensessel, den kleinen Hund Grimmel auf dem Schoß, und seine Stimme zittert noch heute, wenn er leise davon erzählt, wie das alles begonnen hat, damals, das mit den Juden hier in Luxemburg, nachdem die Nazis am 10. Mai 1940 das Land überfallen und besetzt hatten.

Alfred Oppenheimer war damals 38 Jahre alt, Inhaber eines Lederwarengeschäftes im Bahnhofsviertel, und er hatte eine Frau und einen kleinen Sohn.

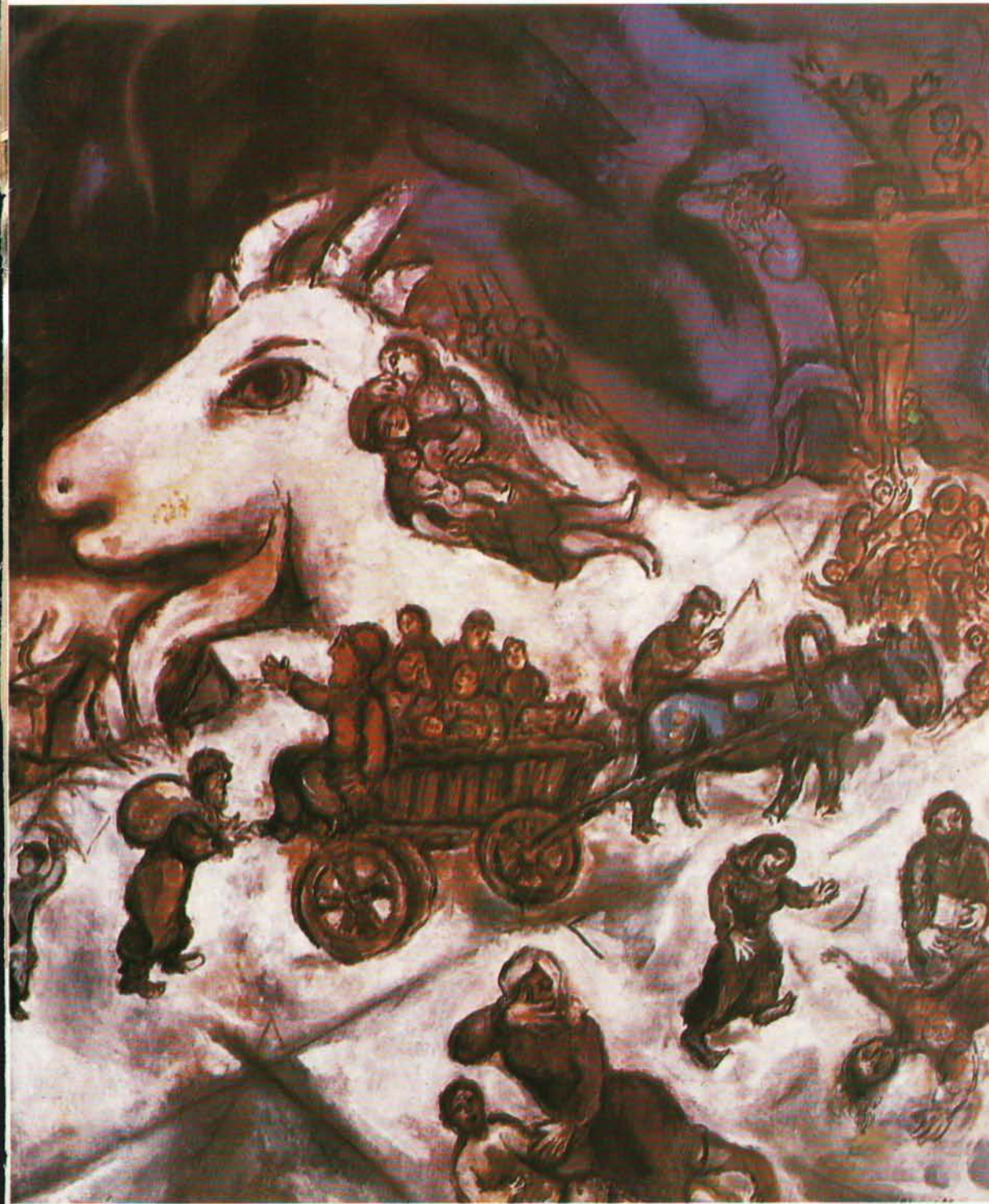
Nach der Reichskristallnacht, mit der Hitler und seine Nazi-Partei 1938 ihre uneingeschränkte Macht in Deutschland demonstriert hatten, war Luxemburg in den späten dreißiger Jahren für die Feinde des Dritten Reiches zu einem wichtigen Asyl- und Durchreiseland geworden,

nicht zuletzt für viele deutsche Juden, die vor den Zumutungen der neuen Rassengesetze mit Hilfe der internationalen Resistenz-Organisationen über die Grenzen des faschistischen Deutschland flüchteten. Zählte man 1927 in Luxemburg insgesamt 1.771 Menschen jüdischer Abstammung, so waren es 1935 bereits 3.144, davon 870 Luxemburger Nationalität. Als 1940 der Zweite Weltkrieg begann, lebten in unserem Land etwa 3.500 Juden, rund ein Prozent der Gesamtbevölkerung.

Sicher, auch hierzulande gab es vor dem Krieg wohl so manchen Nazi und Antisemiten – der amerikanische Schriftsteller Henry Miller beschreibt in seinem berühmten Buch *Quiet days in Clichy* ein „judenfreies“ Lokal in unserer Hauptstadt Mitte der dreißiger Jahre –, aber solche Ent-

als die Menschen”

Marc Chagall:
Der Krieg



gleisungen waren eher die Ausnahme, so daß die jüdische Gemeinde in Luxemburg in der Regel einen sehr guten Kontakt mit den Menschen anderer Konfessionen pflegen konnte.

Das änderte sich nach dem 10. Mai 1940 sehr schnell: Die Nazi-Besatzer machten auch in ihrem erweiterten „Moselgau“ ihre menschenverachtenden Gesetze geltend, und die Juden, die nicht mehr die Möglichkeit gehabt hatten, in den ersten Wochen und Monaten nach dem Einmarsch, als die Nazis noch nicht alles unter Kontrolle hatten, nach Amerika oder Palästina zu flüchten, merkten spätestens am 28. Juli 1940, was die Stunde geschlagen hatte.

An diesem Tag nämlich nahm der neue Gauleiter Gustav Simon Quartier in Luxemburg, und eine seiner

ersten Anordnungen war die Blockierung der jüdischen Bankkonten, die Beschlagnahmung der Vermögen und schließlich der Ablieferungszwang von Wertgegenständen wie Schmuck, Pelze, Antiquitäten usw. Die berühmten Nürnberger Gesetze verboten den Juden auch die Heirat mit Nicht-Juden, und schließlich durften sie überhaupt keine Kontakte mehr zu „Ariern“ pflegen. Um derartige Beziehungen aber auch wirklich zu unterbinden, mußten sie den gelben Judenstern an der Brust tragen, gut sichtbar, auf hundert Metern zu erkennen.

Alfred Oppenheimer: „Es war wie im Mittelalter. Sie haben uns unsere Würde genommen. Wir durften mit niemandem mehr reden, niemanden auf der Straße grüßen, und unsere Kinder durften nicht mehr mit den andern Kin-

dern spielen. Meinem Sohn René blieb damals als einziger Spielgefährte sein kleiner Hund Fifi, den er sehr liebte. Dann kam eine neue Verordnung vom Gauleiter, in der es hieß, wir dürften auch keine Haustiere mehr halten . . .”

Der damalige Generalsekretär des israelitischen Konsistoriums – 1942 von den Nazis umbenannt in „Ältestenrat der Juden“ – Siegmund Leib, wurde vom Gauleiter zum Vermittler zwischen der jüdischen Gemeinde und der Gestapo ernannt, von der er fast täglich neue Verordnungen entgegennehmen mußte. So wurde den Juden ab Juli 1941 das Betreten von Gaststätten, Kinos, Theatern, Badeanstalten und sonstigen Stätten des öffentlichen Lebens untersagt, zwischen 19.00 und 7.00 Uhr durften sie ihre Wohnungen überhaupt nicht verlassen, und ihre Einkäufe hatten sie morgens zwischen 9.00 und 11.00 Uhr zu erledigen.

Alfred Oppenheimer wurde im Oktober 1941 zum Nachfolger von Siegmund Leib bestellt und fungierte fortan in Luxemburg als „Judenältester“. Die Luxemburger Juden wußten zu dieser Zeit bereits, daß ihre Deportation unmittelbar bevorstand, d.h. daß sie alle verschleppt würden, in Richtung Osten, ins tschechische Judengetto Theresienstadt, in die Gettos von Litzmannstadt (heute polnisch: Łódź) oder Izbica oder gleich in die Gaskammern des Vernichtungslagers Auschwitz mit seinen 39 Außen- und Nebenlagern.

Zu diesem Zeitpunkt registrierte die Zivilverwaltung in Luxemburg noch 810 Juden; von den insgesamt 3.500, die beim Einmarsch der Nazis hier gelebt hatten, waren die meisten gleich emigriert oder hatten später ein Visum für andere Länder angefordert – das ging noch bis ins Jahr 1942, danach erreichte die von SS-Obersturmbannführer Eichmann vorangestriebene systematische Ausmerzung des jüdischen Volkes ihren zynischen Höhepunkt.

Alfred Oppenheimer: „Ich hätte auch die Möglichkeit gehabt, zusammen mit meiner Frau Aline und meinem Sohn René über die belgische Grenze zu kommen. Aber da ich Judenältester war, drohte man mir, die andern Juden im Falle meiner Flucht zu erschießen.“

Am 16. Oktober 1941 fuhr der erste Deportationszug mit 334 Juden im Güterbahnhof Luxemburg ab, Richtung Osten, ins deutsch-polnische Getto Litzmannstadt.

Aber auch in unserm Land hatten die Nazis inzwischen ein Sammellager für die Luxemburger Juden einge-

richtet, nämlich das frühere Herz-Jesu-Kloster in Fünfbrunnen (Cinqfontaines), im Volksmund d'Pafemillen, an der Eisenbahnlinie nach Ulflingen, unweit vom Bahnhof Maulusmühle. Bereits im August 1941 waren etwa 40 Juden hierhin gebracht worden, wo sie in kleinen Zimmern unter unwürdigen hygienischen und sanitären Bedingungen vegetieren mußten und nur schlechte und rationierte Lebensmittel erhielten. Wenige Monate später ist die Lage in Fünfbrunnen noch weit katastrophaler geworden, weil in den engen Räumlichkeiten inzwischen über 200 Menschen miteinander auskommen müssen, darunter Frauen und Kinder, Alte, Gebrechliche und Kranke.

Auch die Familie Oppenheimer ist hier untergebracht, und als Judenältester obliegt Alfred Oppenheimer auch hier die Vermittlerrolle mit der Besatzungsmacht, so daß er alle paar Tage mit dem Zug in die Hauptstadt fahren muß, zur Zivilverwaltung in die Villa Pauly.

Hier wurde ihm eines Tages, wenn es denn noch eines Beweises bedurft hätte, die keiner menschlichen Regung mehr zugängliche Brutalität der Nazis verdeutlicht. Er hatte sich dagegen wehrt, daß eine ältere, schwerverkranke Frau, von den andern liebevoll „Tata Schalom“ genannt, in einem der ersten Transporte nach Theresienstadt verschleppt werden sollte. Laut ärztlichem Befund hätte die unmenschliche, fast vier Tage dauernde Reise im Viehwagen das sichere Todesurteil für die alte Dame bedeutet. Oppenheimers Fürbitte half gar nichts, im Gegenteil. Er wurde ausgelacht und schließlich so schlimm mißhandelt, daß er die Rückreise nach Fünfbrunnen kaum noch schaffte und dort tagelang im Bett liegen mußte. Tata Schalom ihrerseits überlebte den Transport ins tschechische Judengetto nicht.

Die Familie Oppenheimer wurde am 17. Juni 1943, zusammen mit einigen jüdischen Mischehepaaren und 10 Insassen der Ettelbrücker Heilanstalt, nach Berlin gebracht. Auch der Rest der Trierer Juden war bei diesem Transport dabei. In Berlin wurden die Gruppen getrennt. Die meisten kamen sofort nach Auschwitz, der kleinere Teil, darunter die Oppenheimers, nach Theresienstadt, einem Getto etwa so groß wie Echternach, wo aber bis zu 50.000 Menschen leben mußten, was mit sich brachte, daß man sich zu zwanzig ein Zimmer von sechzehn Quadratmetern teilen mußte. Trotz der Enge, der jeder Beschreibung spottenden hygienischen und sanitären Verhältnisse,



Quellen:

- Interview A. Oppenheimer
- Paul Cerf: *Longtemps j'aurai mémoire, Documents et témoignages sur les Juifs du Grand-Duché de Luxembourg durant la seconde guerre mondiale*, Editions du Lëtzebuurger Land, 1974.



obwohl man wegen der Essensrationierung fast verhungerte, war Theresienstadt im Vergleich zu dem, was danach kam, fast so etwas wie ein kleines Paradies.

Wenig später wurde Alfred Oppenheimer – seine Frau Aline hatte die Entbehrungen im Getto nicht überlebt – ins Vernichtungslager Auschwitz gebracht:

„In unserem Zug waren 1.250 Menschen. Davon wurden über 1.000 gleich nach der Ankunft vergast. Ich war einer von den 220, die arbeiten durften, weil ich einen falschen Beruf – es wurden gerade Schlosser, Elektriker und Feinmechaniker gebraucht – angab, mich fünf Jahre jünger machte und eine ausgezeichnete Gesundheit vortäuschte.“

Alfred Oppenheimer lernte die Hölle kennen, die von Menschen eingerichtet worden war und wie eine gutgeführte Fabrik funktionierte:

„Man mußte gesund bleiben oder wenigstens so tun, als sei man es. Die Kranken, die Schwachen, die bis auf die Knochen Abgemagerten nannten sie die „Muselmänner“. Die gingen, wie die Nazis sich auszudrücken liebten, „immer als erste durch den Kamin“. Weil ich einmal eine Kartoffel gestohlen hatte, hängten sie mich abends zwei Stunden an den Händen auf. Mir wäre es lieber gewesen, sie hätten mich gleich richtig aufgehängt. Vor Schmerzen habe ich das Bewußtsein verloren, denn, wissen Sie, manchmal ist die Natur gnädiger als die Menschen. Nachher hat mir ein Mithäftling die Arme wieder eingenenkt, denn ich mußte ja anderntags an die Arbeit. Wer nicht mehr arbeiten konnte, wurde sofort vergast.“

Im Januar 1945 wurden die Lager von der Roten Armee befreit. Beim Anmarsch der Russen hatten die SS die Häftlingsbaracken in Brand gesteckt und sich davor mit Maschinenpistolen postiert. Wer nicht lebendigen Leibes verbrennen wollte, wurde erschossen.

Alfred Oppenheimer überlebte dieses Massaker, weil er, zusammen mit zwei andern Häftlingen – in die Latrine gesprungen war. Bei der Befreiung wog er noch ganze 39 Kilo.

Für seinen Sohn René, der einige Zeit nach dem Vater nach Auschwitz gebracht worden war, kamen die Russen zu spät. Er war im Oktober 1944, gerade 14 Jahre alt, von den Nazis vergast worden.

Von den über 800 Juden, die aus Luxemburg verschleppt wurden, starben 628 in der Deportation, 628 von insgesamt sechs Millionen, die die Nazis auf dem Gewissen haben.

Alfred Oppenheimer, übrigens der letzte heute noch lebende Auschwitz-Häftling aus den Reihen der von Luxemburg aus deportierten Juden, reiste im Jahre 1961 zum ersten Mal in seinem Leben nach Israel, zusammen mit seiner zweiten Frau Lilo. Er war dort einziger Benelux-Zeuge im drei Wochen dauernden Eichmann-Prozeß in Jerusalem. Karl Adolf Eichmann, geboren 1906, hatte als Leiter des Judenreferats im Reichssicherheitshauptamt die Transporte in die Vernichtungslager organisiert. Nach dem Krieg war Eichmann nach Argentinien entkommen, wo er 1960 vom israelischen Geheimdienst aufgespürt und nach Jerusalem entführt wurde. Er wurde zum Tode verurteilt und am 1. Juni 1962 hingerichtet.

Nach diesem Prozeß, so berichtet Alfred Oppenheimer, habe er nachts wieder etwas besser schlafen können.

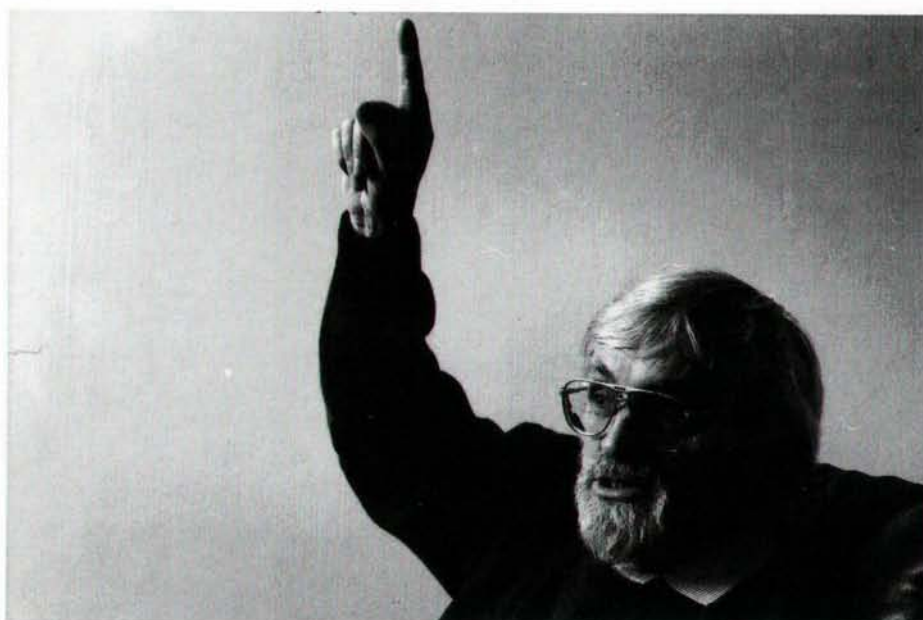
René Clesse

Alfred
Oppenheimer



„E Schrëftsteller, dee kee Mënsch stéiert, as e bossege Schrëftsteller“

Er war der konsequente Wegbereiter der Moderne in der Luxemburger Literatur. Roger Manderscheid, 1933 in Itzig geboren, als Staatsbeamter zuerst im Arbeits- und ab 1975 im Kulturministerium tätig, hat Anfang der sechziger Jahre zu schreiben begonnen und inzwischen, nach fast 30 Jahren unermüdlicher Arbeit im schriftstellerischen Nebenberuf, ein beachtliches literarisches Oeuvre aufzuweisen, das ihn auch über die engen Grenzen unseres Landes hinaus bekannt gemacht hat. Der Autor, dessen Roman *Schacko Klak* mit großem Erfolg verfilmt wurde, erhielt für seine Verdienste im Januar 1991 den Batty-Weber-Literaturpreis. Nach Edmond Dune, der 1988 ausgezeichnet wurde, ist Roger Manderscheid der zweite Batty-Weber-Preisträger.



Als Roger Manderscheid in den frühen Sechzigern mit der Schriftstellerei anfang, herrschte hierzulande eine Zeit der geistigen Dürre. Nach den Entbehrungen der Kriegsjahre stand den meisten Menschen der Sinn ausschließlich nach materiellen Werten, und die Verlockungen der sich überall in Westeuropa herantreibenden Wohlstands- und Konsumgesellschaften – Auto, Eigenheim, Ferienreise in den Süden – hatten auch die Luxemburger in ihren Bann gezogen.

Die wenigen hiesigen Dichter und Denker beharrten stoisch auf den sozialen Strukturen des 19. Jahrhunderts, und viel mehr als Bauerntheater, heimatümelnde Romane und Gedichte hatte unsere Literatur bis dahin auch nicht aufzuweisen. Bezeichnenderweise wurde Mitte der sechziger Jahre auch das Erscheinen der *Cahiers Luxembourgeois* eingestellt, der einzigen luxemburger Kulturzeitschrift, die über vierzig Jahre lang hierzulande kontinuierlich für ein fortschrittliches, eigenständiges Geistesleben gekämpft hatte.

In seinen Erzählungen, die 1963 unter dem Titel *Der taube Johannes* erschienen, schlägt Roger Manderscheid bereits Töne an, die ihn als jemanden ausweisen, der sich intensiv mit der kritischen deutschen Nachkriegsliteratur beschäftigt hat, mit den Werken der Gruppe 47, mit Autoren wie Ingeborg Bachmann, Heinrich Böll, Hans Magnus Enzensberger, Günter Grass, Walter Jens, Siegfried Lenz oder Peter Weiss.

1966 erschien in den von Cornel Meder herausgegebenen *Impuls*-Heften Manderscheids kulturpessimistisches Hörspiel *Die Glaswand*, das sich mit der Leere und Kommunikationslosigkeit der Menschen und ihrer völligen Austauschbarkeit in einer entfremdeten Welt auseinandersetzt. *Die Glaswand* wurde neben RTL von sechs ausländischen Rundfunkanstalten inszeniert und gesendet.

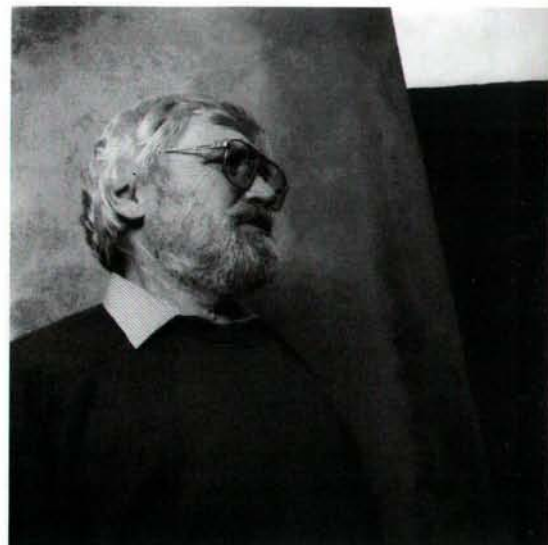
Nach weiteren Hörspielen – so u.a. *Statisten*, *Burgbesichtigung*, *Radiografie*, *Papiertiger*, *Schrott* – veröffentlichte Manderscheid 1973 *Die Dromedare*, seinen ersten Roman in dem von ihm

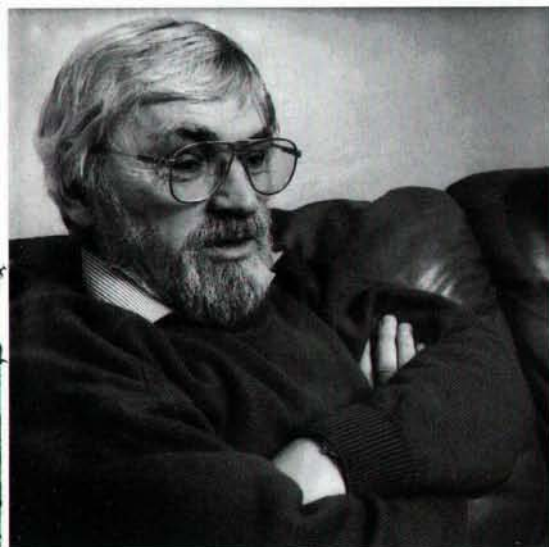
mitgegründeten luxemburger *Lochness-Verlag der Autoren*. *Die Dromedare* sind eine böse Abrechnung mit Engstirnigkeit, Kleingeist und Trostlosigkeit im provinziellen Luxemburg:

„idylle hat ihren preis; die lage der stadt ist einmalig, ihre geschichte eng mit der geschichte europas verflochten, genau so eng, sagt der nachbar, wie die familienbände, die sie beherrschen, mit der macht. die goldene frau, der hohle zahn, die rote brücke, frisch gestrichen, die banken im park, vermehren sich lautlos, kapital in grünanlage, die fahrpläne stimmen, neckermann tritt ein ins kassetengeschäft an der ecke.“

Im selben Jahr 1973 strahlt das dritte deutsche Fernsehprogramm des Südwestfunks in seiner Reihe *Topografie* den Film *Stille Tage in Luxemburg* aus, zu dem Manderscheid das Drehbuch verfaßt hat und in dem er auch selber auftritt und die Kommentare spricht. Aussagen wie

„Was schmerzt ist die Kleinkrämerseele, das politische Familienränke-spiel, die Gleichgültigkeit, die steinerne Gedankenlosigkeit, der Mangel an Weit-





sicht und Mut, das Melusinenhafte,
weder Fleisch noch Fisch"

sorgten damals hierzulande für einen kleinen Bürgerkrieg. Während eher konservative Kreise dem Autor vorwarfen, er habe ausgerechnet beim immer noch verhaßten deutschen Nachbarn den Nestbeschmutzer gespielt, wurde er von der anderen Seite für seine Zivilcourage gelobt.

Manderscheid jedoch ließ sich nicht beirren und erwies sich auch in seinen folgenden Büchern als sprachgewandter und gewitzter Kritiker von Kleinkariertheit und provinzieller Öde, so in seinen 1978 erschienenen Prosastücken *Leerläufe*, in dem Theaterstück *Rote Nelken für Herkul Grün* (1983) und vor allem in seinem an Rodanges *Renert* erinnernden satirischen Epos *Ikarus, 30 Ausflüge und ein Absturz* (1983):

*„michel rodange haben sie damals zen-
siert,
seinen rotfuchs sogleich der tollwut ver-
dächtigt,
heut haben sie schlau sich seiner
bemächtigt,
ihr schwarzes kreuzchen ihm eintäto-
wiert.
hier wird, wie gesagt, wer was schreibt,
ignoriert,
es sei, daß er hündisch ein rauchfaß
schwingt,
und die herren: ob schwarz, ob rot, ob
kariert,
mit süßlichen weihrauchwolken umrin-
ge.“*

Das Jahr 1986 bringt seinen Lesern eine große Überraschung: Roger Manderscheid schreibt plötzlich Luxemburgisch! Im Verlag Guy Binsfeld erscheint unter dem Titel *Mam Velo bei d'Gëlle Fra*

eine Sammlung von Prosastücken und Gedichten in der Landessprache, die unter Manderscheids Feder plötzlich Farbe annimmt und quicklebendig daherkommt:

„Vakanz

*hie knipst séng fra
séng fra knipst hien
hie knipst séng fra mat de kanner
séng fra knipst hie mat de kanner
d'kanner knipsen hie
mat sénger fra
e frëndlechen här knipst
d'ganz fammiljen
hie knipst de frëndlechen här
mat der fammilje
vum frëndlechen här
hie knipst och d'mier
si schreiweng eng kaart:
e schéine bonjour vu pomposa
dann as
glécklecherweis
och déi vakanz
näs eriwwer“*

Daß dies nicht nur ein einmaliger Flirt mit dem Luxemburgischen war, beweist der 1988 erschienene, über 350 Seiten schwere Roman *Schacko Klak*, in dem Manderscheid seine auf dem Dorf verbrachte Kindheit im letzten Krieg akribisch verarbeitet hat. Ein Kapitel aus dem inzwischen von den *Editions Phi* in dritter Auflage verlegten Roman erwies sich als vortrefflicher Stoff für das Drehbuch des gleichnamigen Films von Frank Feitler und Paul Kieffer, der im vergangenen Jahr zum Anlaß des 150. Geburtstages der Luxemburger Unabhängigkeit gedreht wurde, nachdem das Projekt in dem von der Regierung ausgeschriebenen Wettbewerb den ersten Preis erhalten hatte.

Aber Roger Manderscheids literarische Experimente mit der Luxemburger Sprache sind mit *Schacko Klak* längst nicht abgeschlossen. Ein nächster Roman, *De Papagei um Käschtebam*, der die Nachkriegszeit zum Thema hat, ist bereits so gut wie abgeschlossen und soll Ende dieses Jahres im *Phi*-Verlag erscheinen.

Der Autor hat eine plausible Erklärung für seine Hinwendung zum Luxemburgischen: „Ich empfinde Deutsch inzwischen als Fremdsprache. Das heißt aber nicht, daß ich mich jetzt von meinen deutschen Texten distanzieren möchte. Es ist bloß so, daß ich mich, wenn ich Luxemburgisch schreibe, meiner Mittel sicherer fühle und dem angestrebten Ziel näher. Ich bin nicht mehr bereit, eigene Sensibilitäten aufzugeben, meinem sprachlichen Ausdruck hinterher zu rennen, indem ich der sogenannten deutschen Hochsprache wie ein Hofnarr huldige.“

Und sein Selbstverständnis als Schriftsteller definierte Manderscheid, der übrigens auch Präsident des *Lëtzeburger Schrëftsteller-Verband (LSV)* ist, in seiner Dankrede zur Verleihung des Batty-Weber-Preises, am 24. Januar 1991 im Kapuzinertheater, wie folgt:

*„Dëse Präis ännert natierlech
u ménger Astellung näischt. Am Konträr.
Dat, wat muss gesot gin, gët och weider
gesot, och wann et dësem oder deem
nët an de Krom passt. Mir passt och vil-
les nët an deesewéchten. Déi dichte-
resch Fräiheet gët och an Zukunft
genotzt. E Schrëftsteller, dee kee
Mënsch stéiert, as e bossege Schrëft-
steller.“*

René Clesse



Fotos: Wolfgang Osterheld

BATTY BESICHTIGT DEN STAUSEE

Die Familie Batty Zimmer-Kummer aus Luxemburg-Neudorf hatte ja eigentlich der restaurierten Badeanstalt einen Besuch abstatten wollen. Da dieses neueste Juwel der Hauptstadt aber wegen eines Defekts bis zum Sankt-Nimmerleinstag geschlossen sein dürfte, blieb Batty Zimmer-Kummer, seiner Frau Marguerite, Großmutter Amelie Kummer-Keller, den Kindern Steve und Iris, sowie dem Meerschweinchen Emil nichts anderes übrig, als das Stadtgebiet zu verlassen. Denn in der Stadt gibt es ja nichts mehr zu sehen. Die Zimmer-Kummers haben fast alles besichtigt. Dem großherzoglichen Palais werden sie im Sommer einen Besuch abstatten, und der Krypta in der Kathedrale im nächsten Winter – im Sommer ist die Luft dort so stickig. Was also bleibt übrig? Die Stadt ist an Sonntagen so langweilig. Ein paar Autofahrer fahren mit dem Auto. Ein paar Fußgänger gehen durch die Fußgängerzonen und schauen sich die Geschäftsvitrinen an, obwohl die Geschäfte geschlossen sind. Die paar Gaststätten in der Innenstadt haben geschlossen, und die zoologische Abteilung des Staatsmuseums hat man bereits ausgiebig erkundet.

„Wir fahren an den Stausee“, beschließt Batty, und der kleine Steve mault: „Was sollen wir am Stausee? Da gibt es nichts zu sehen. Es ist ja kein Wasser mehr im See.“

Batty seufzt: „Du dummer Bub. Gerade nach der Entleerung ist der Stausee eine Besichtigung wert. Das ist ein Spektakel. Eine Attraktion. Die Leute fahren zu Tausenden dorthin, um dem Absinken des Wasserniveaus zuzuschauen und eine verschwundene Landschaft auftauchen zu sehen. Ein wahres Naturschauspiel ist es. Der Stausee ist eine Reise wert.“

Die kleine Iris weiß es besser: „Wenn der Stausee leer ist, ist es kein See mehr.“

Das geht Batty zu weit. Er verpaßt Iris eine Ohrfeige. Sie schreit die ganze Nachbarschaft zusammen. „Wir fahren an den Stausee“, ruft Marguerite der Nachbarin am gegenüberliegenden Fenster zu. Marguerite schämt sich, daß die ganze Straße den Zank im Hause Zimmer-Kummer mitbekommen hat. Man zieht sich warme Sachen über. Großmutter Amelie Kummer-Keller kann nicht umhin, ihre neuen Schuhe anzuziehen. Es sind teure Schuhe. Weiß, aber nicht ganz weiß. Eher weiß-grau, mit einem dreieckigen, braunen Muster vorne an den Spitzen. Und mit einem kleinen Absatz. Sehr schick. Großmutter Amelie ist noch sehr modebewußt für ihr Alter. Da macht ihr keiner was vor.

Mit ihrem Lada Samara fahren die Zimmer-Kummers nach Insenborn. Über die Arloner Autobahn, weil das schneller geht. In der Zeitung hat Batty gelesen, daß die Ordnungskräfte an den vergangenen Wochenenden alle Hände voll zu tun hatten, um die „Horde von motorisierten Ausflüglern in etwa in den Griff zu bekom-

men“, wie es dort heißt. Absperrungen seien nicht beachtet oder einfach umgefahren worden, Kreuzungen wurden zugesetzt, und manche Besucher sollen sogar die Straße als Parkraum benutzt haben. Im Sauerstädtchen und in Lultzhausen habe ein wahres Chaos geherrscht. Deshalb sind die Sonntagsausflügler diesmal gebeten, weiträumig um das Gebiet nach einer Parkmöglichkeit Ausschau zu halten. Das Betreten der Staumauer ist aus Sicherheitsgründen strengstens untersagt. Mehr noch: Aus angeblich sanitären Gründen sind die Straßen zwischen Esch-Sauer und Lultzhausen gesperrt, so wie auch das Betreten des Staubeckens aus hygienischen Gründen verboten ist.

In Insenborn ist der Andrang nicht sonderlich groß. Ein paar Hundert Besucher haben sich von der offiziellen Abschreckungsstrategie nicht abhalten lassen und beäugen die Landschaft. Batty hört die Kommentare einiger Passanten: So ein Schwachsinn. Eine Straße aus sanitären Gründen abzusperren. Und wieso darf plötzlich das Staubecken nicht betreten werden? Das soll plötzlich unhygienisch sein. Im Sommer pinkeln Millionen holländische Touristen in unser schönes Trinkwasser.



Die Straßenbauverwaltung hat sich nicht lumpen lassen und die alten Zufahrtswege zum Tal, das sich nach Entleerung des Sees wie eine schlammige Mondlandschaft oder eine Mine im Tagebau ausnimmt, vom Schlick freigemacht und gesäubert, damit die Besucher bis nach unten spazieren können, wo Überreste alter Bauernhäuser, zahlreiche Baumstümpfe, das einstige Grundstück der Mühle und die Stützmauern der alten Insenborner Brücke davon zeugen, daß hier ein kleines Dorf überschwemmt wurde.

Die meisten Ausflügler interessieren sich nicht für die Landschaft und das von Batty so hochgelobte Naturspektakel. Fast alle schauen auf ihre Schuhe. Denn obwohl der noch gut erhaltene Weg von Schlamm und Dreck freigemacht wurde, ist er natürlich nicht ganz sauber. Nach einigen Metern klebt der Schlick zentimeterdick an den Sonntagsschuhen.

Denn selbstverständlich trägt niemand Gummistiefel. Es ist Sonntag. Man unternimmt einen Ausflug und trägt folglich Sonntagsschuhe. Dazu sind Sonntagsschuhe da. Die schönen Schuhe.

Eltern schimpfen mit ihren Kindern: Paß bloß auf, wo du hintrittst! So steigst du mir nicht ins Auto. Die Väter denken mit Grauen daran, daß ihre Kinder ihnen bei der Rückfahrt den Teppichboden und die Rücksitze verdrecken und beschmieren werden. Wo die Autos doch erst am Samstag geputzt wurden. Von innen besonders gründlich. Die Mütter bemerken auch nichts von der herrlichen Landschaft. Sie sind ganz in Gedanken. Sobald sie wieder zuhause sind, gilt es, die Kinder im Zaum zu halten. Hast du den Kellerschlüssel mit dabei? Wir müssen nachher durch den Keller ins Haus. Du hältst die Kinder fest, und ich gehe nach oben und hole die Pantoffel. Ich habe keine Lust, heute abend nochmal das ganze Haus zu putzen. Hast du mich verstanden? Die Väter sagen Ja und Amen.

Auch Marguerite ist sehr ärgerlich. Sie hat alle Hände voll damit zu tun, auf Steve und Iris aufzupassen, damit die sich nicht dreckig machen. Großmutter Amelie macht keinen glücklichen Eindruck. Nicht nur, daß sie das Meer-schweinchen Emil tragen muß. Ihre schö-

nen Schuhe sind im Eimer. Am liebsten würde sie sie ausziehen und barfuß gehen. Aber das geht nicht. Sie hat schon ihre Schwierigkeiten, Schritt zu halten. Die neuen Schuhe drücken. Sie hat in der Eile die Einlagen vergessen.

Kein Mensch sieht die Attraktion, das Naturschauspiel, die versunkene Welt, die herrliche Landschaft, das bizarre Spektakel. Die handtellergroßen Muscheln, die zum Vorschein kommen. Den Himmel, der aussieht, wie ein Stausee vor der Entleerung.

Ein Passant findet, daß die alte Straße, die zum Tal hinunterführt, noch in gutem Zustand ist, obwohl sie Jahrzehnte unter Wasser stand. Er macht sich lustig: Da sieht man wieder. Die Wege der Straßenbauverwaltung sind unergründlich. Unter Wasser sind unsere Straßen besser als darüber.

Ein alter Mann erinnert sich, wie es früher hier aussah, aber die meisten Ausflügler deken schon an den Montag.

Batty ist verstimmt. Es ist tief gesunken. Das Niveau. Das Niveau des Wassers.

Jacques Drescher

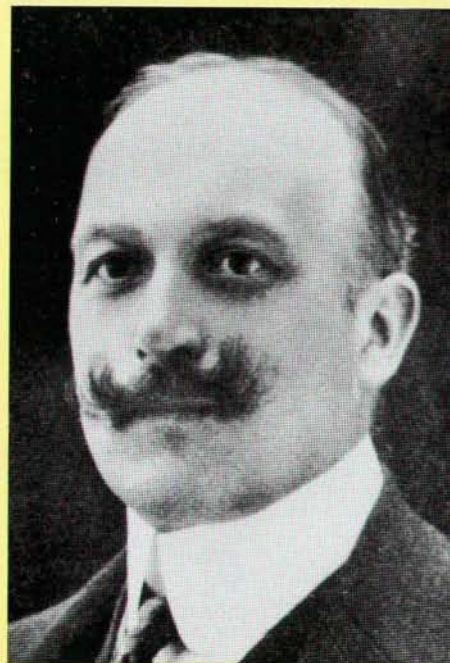


Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Pescatore (Avenue Jean-Pierre)
Straße, welche die Fondation Pescatore
mit der Place des Bains verbindet.

Jean-Pierre Pescatore wurde am 11. März 1793 als Sohn von Dominik Pescatore-Geschwind in Luxemburg geboren. Mit 16 Jahren trat er in den Dienst der napoleonischen Armee und nahm am Spanienfeldzug teil. Nach den Kriegswirren ließ er sich in Luxemburg nieder, wo er nach seiner Heirat mit Marguerite Bewing 1816 ein Haus in der Fleisnergasse bewohnte. Zunächst trat er als Teilhaber in einen von seinem Bruder Antoine betriebenen Tabakhandel ein. Seine Geschäfte gediehen aber so gut, daß er sich selbständig machte und 1819 mit der staatlichen französischen Tabakregie ein sehr vorteilhaftes Abkommen über den Tabakhandel mit La Havanna abschloß, auch war er in seinen Bankgeschäften so erfolgreich, daß er innerhalb von 20 Jahren ein Riesenvermögen erwerben konnte, das ihm einen ersten Platz in den Finanzkreisen sicherte. 1834 verlegte er seinen Wohnsitz endgültig nach Paris, 1846 erwarb er die französische Staatsbürgerschaft. In dem herrschaftlichen Haus in der rue Saint-Georges, wo er mit seiner zweiten Frau Anne-Catherine Weber lebte, gab er glänzende Empfänge, zu denen sich alle einfanden, die in Paris Rang und Namen hatten. 1844 hatte er in La Celle-Saint-Cloud ein Schloß erworben, das früher einmal für kurze Zeit der Marquise de Pompadour gehört hatte. 1849 fügte er zu seinen Besitzungen auch noch das Weingut Giscours im Médoc hinzu. In La Celle-Saint-Cloud war er der langjährige Nachbar von Elizabeth Herriott, der englischen Geliebten des Prinzen Louis-Napoléon, des späteren Napoléon III. Es kamen sogar Gerüchte auf, Pescatore habe den Staatsstreich des Prinzen von 1851, der ihm den Kaiserthron sicherte, mitfinanziert. In seinen herrschaftlichen Besitzungen häuften sich die Gemälde, die kostbaren Bücher und Kunstgegenstände, die der feinsinnige Finanzmann im Laufe der Jahre erworben hatte. Von

dem Vermögen, das Jean-Pierre Pescatore bei seinem Tode am 9. Dezember 1855 hinterließ, gingen testamentarische Legate, außer an seine Familienmitglieder, auch an die Stadt Luxemburg. So hinterließ er ihr die Summe von 500.000 Goldfranken zur Schaffung eines Altersheimes für Stadtbürger, die ohne ihr Verschulden in Schwierigkeiten gekommen waren. Dieses Werk wurde schließlich nach der Überwindung einiger juristischer Schwierigkeiten in seiner ersten Phase von 1886 bis 1892 verwirklicht. Ferner vermachte er der Stadt seine Kunstsammlungen von Paris und La Celle-Saint-Cloud, von denen ein großer Teil heute im Musée Pescatore in der Villa Vauban dem breiten Publikum zugänglich ist. Mit Recht steht Jean-Pierre Pescatore in den Annalen seiner Vaterstadt als ihr verdienstvollster Wohltäter.



Pescatore (Place Maurice)

Platz an der Einmündung der rue François Boch in die Rue de Rollingergrund. Maurice Pescatore wurde am 6. März 1870 auf Schloß Giscours in Südwestfrankreich geboren, als ältestes Kind von Jean-Pierre Pescatore-Nothomb. Im politischen und wirtschaftlichen Leben Luxemburgs spielte er nach der Jahrhundertwende eine wichtige Rolle. Seinen Wohnsitz hatte er auf Schloß Siebenbrunnen im Rollingergrund. Seit 1905 leitete er als Bürgermeister die Geschicke dieser Gemeinde. Von 1898 bis 1915 war er Direktor der Faïenceriewerke Villeroy und Boch, als solcher auch Mitglied der Handelskammer.

Ebenso wie sein Vater war Maurice Pescatore ein profiliertes Mitglied der liberalen Partei. 1908 wurde er als Abgeordneter in die Kammer berufen und war 1912 Berichterstatter des viel umstrittenen Schulgesetzes. Als sich 1918 nach dem Waffenstillstand die Thronfrage stellte, war Maurice Pescatore einer derjenigen, die für eine Wirtschafts- und Personalunion mit Belgien unter König Albert plädierten. Der Ausgang des Referendums zugunsten der Großherzogin Charlotte bewog ihn, bei den Kammerwahlen im Oktober 1919 nicht mehr zu kandidieren. Erwähnenswert ist auch die Rolle, die Maurice Pescatore im Luxemburger Sportleben spielte. Als Freund von Baron de Coubertin war er seit 1910 Mitglied des internationalen olympischen Komitees und Vertreter unseres Landes bei dessen Sitzungen. Er trug auch zur Gründung des nationalen olympischen Komitees 1912 bei. Nachdem er seinen Wohnsitz in Rollingergrund aufgegeben hatte, führte er auf Scheidhof das Leben eines Gentleman-Farmers; häufige und ausgedehnte Reisen führten ihn durch Europa und auch nach Afrika, wo er in Abessinien (heute Äthiopien) große Kaffeeplantagen besaß. Seinen Beziehungen zum Hofe von Addis-Abeba war es zu verdanken, daß der Ras Tafari, der spätere Kaiser Haile Selassie, auf einer Europareise auch Luxemburg einen Besuch abstattete. Auf der Rückfahrt von einer Afrika-reise starb Maurice Pescatore am 30. April 1929. Er ist begraben in Rollingergrund, in der Gruft der Familie Boch, mit der er durch seine Großmutter Nothomb-Boch verwandt war.

Trésors du Musée Pescatore

Dans le passé une seule et même famille a souvent produit plusieurs artistes de renom. Les fils suivaient l'exemple de leur père. Il suffit de penser aux nombreux peintres qui portent le nom célèbre de Brueghel. Au 17^e siècle nous trouvons ainsi le nom de Wouwerman. Le Musée Pescatore possède trois tableaux des frères Wouwerman.

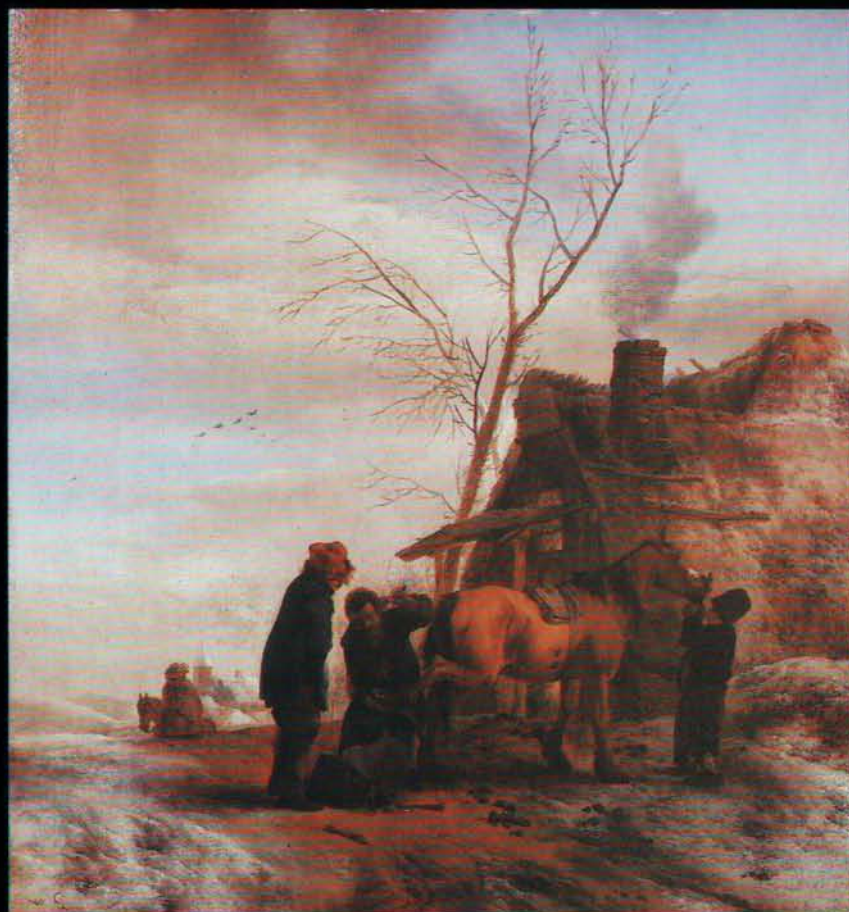
La „Forêt avec Personnages” de 1642 (collection Lippmann) est attribué à Pieter Wouwerman (né à Haarlem le 3 septembre 1623 et enterré à Amsterdam le 9 mai 1682). On ne possède que peu d'informations quant à sa vie. Il a vécu

dans l'ombre de son frère aîné Philips dont il fut l'élève et dont il n'a pu se détacher sur le plan artistique. Comme ses frères Philips et Jan il a été formé par leur père Paulus Joost Wouwerman, mais il fut également l'élève de Roelant Roghman. Il a peint des paysages et des sujets militaires où il imite son frère au point de le copier franchement. Mais il reste loin de la peinture virtuose de celui-ci. Pourtant on n'a pas le droit de dédaigner le charme souvent intime de ses motifs.

Beaucoup plus célèbre est

Philips Wouwerman

(Haarlem 1619 - 1668)



Elève de Frans Hals, il a été influencé par le peintre des scènes équestres Pieter Verbeeck et surtout

par l'artiste italianisant Pieter van Laer. Chez Philips Wouwerman les motifs de genre italianisant, ainsi que la justesse avec laquelle les figures sont observées et peintes rappellent les compositions de ce van Laer.

Après un séjour à Hambourg Philips Wouwerman s'établit à Haarlem. En tant que peintre ayant une préférence pour les sujets à la mode de son époque, il doit son succès artistique à ses scènes de genre et de société en plein air dont chevaux et cavaliers sont rarement absents: les haltes pendant les parties de chasse, les attaques contre les voyageurs, les combats de cavaliers, l'arrêt chez le maréchal-ferrant sont autant de sujets qui reviennent constamment dans ses compositions.

Derrière l'avant-plan, la rase campagne s'étend à perte de vue. Elle présente souvent des similitudes avec les paysages des dunes de son collègue Jan Wijnants. Le coloris froid et plutôt bleuâtre qui domine souvent dans ses peintures de cavaliers et de soldats confère à ces dernières un caractère

décoratif très poussé qui fait de Wouwerman le précurseur des tendances stylistiques du 18^e siècle.

Comme chez le „Maréchal-ferrant” la scène se passe le plus souvent à l'avant-plan sur un petit promontoire. La plupart des personnages se détachent nettement contre le ciel. Un peu en retrait mais néanmoins dans le même plan que la scène se dresse une hutte ou comme ici la maison du maréchal-ferrant. Le tout est observé avec froideur et exactitude. Par derrière le ciel et les nuages remplissent une grande partie de l'image. Les tons froids et argentés dominent, se mélangeant imperceptiblement aux tons de brun et parfois de vert ou de bleu. Les couleurs les plus vives sont ici le brun clair du cheval et le rouge-orange du chapeau.

Le Musée Pescatore possède de lui deux tableaux dont la scène se passe chez le maréchal-ferrant. Le premier a été acquis par Jean-Pierre Pescatore à la vente de la collection Van Nagell Van Ampsen à La Haye en 1851. Le deuxième fut acheté par la Ville de Luxembourg à la vente Schroeder à Luxembourg en 1959.

Georgette Bisdorff

A propos
des rencontres Est-Ouest
du théâtre européen
à Luxembourg

RIDEAU POUR LE RIDEAU DE FER

Les 12 et 13 janvier 1991, le Théâtre des Capucins et son directeur Marc Olinger avaient organisé des rencontres Est-Ouest dans le cadre de la Convention Théâtrale Européenne, organisation non-gouvernementale qui réunit 12 compagnies de théâtre européennes dont le Théâtre des Capucins.

Rencontres peu remarquées à Luxembourg, mais importantes pour la réflexion sur l'Europe culturelle en train de se mettre en place, avec beaucoup de difficultés d'ailleurs. Ces journées étaient placées sous le patronage de Vaclav Havel, homme de théâtre et président de la CSFR dont le conseiller Petr Oslizly avait envoyé un texte liminaire qui exprimait bien les espoirs comme les obstacles: *„Le théâtre, écrit-il, a toujours été un art qui sortait des frontières. Les comédiens ambulants traversaient depuis toujours le monde; les acteurs de l'époque élisabéthaine donnaient leurs spectacles à Prague, à Varsovie, au bord de la mer Baltique, à Riga et à Vilnius et aujourd'hui encore, des festivals petits et grands se sont créés partout en Europe... Seuls les pays de l'Europe centrale et de l'Est cachés derrière le rideau de fer étaient pratiquement exclus de cette coopération théâtrale.”* Et enfin cette constatation amère: *„Alors que le théâtre était chez nous l'annonciateur de la liberté, aujourd'hui qu'elle nous est revenue, les hommes de théâtre doivent affronter des tâches nouvelles.”* Désormais, les théâtres, déliés de la tutelle étatique, auront plus de liberté, certes, mais aussi moins de moyens matériels. Mais encore, le sens même du théâtre dans les anciennes dictatures se transforme. Autrefois moyen de lutte contre le système totalitaire, le théâtre désormais libre risque de voir le public se détourner vers d'autres valeurs. *„L'espace culturel est aujourd'hui ouvert. Les acteurs des théâtres libres doivent faire leur possible pour contribuer... à la renaissance de cet espace spirituel et éthique de leur nation,”* dit Petr Oslizly.

Voilà le problème bien posé: difficultés matérielles, certes, mais surtout mise en question d'un théâtre appelé à façonner de nouvelles valeurs spirituelles.

DEUX THÈMES POUR UN COLLOQUE

C'est autour de deux thèmes que des professionnels du théâtre – fonctionnaires, metteurs en scène, directeurs de compagnie, critiques – ont planché pendant un weekend au Centre Européen du Kirchberg, pour évoquer les conditions des échanges théâtraux en Europe: les flux économiques

et financiers d'une part, le statut européen de l'artiste et du technicien du théâtre d'autre part.

En fait, deux séries de problèmes se posent. Si, à l'intérieur de l'Europe des Douze, l'ouverture des frontières donne aux artistes et aux techniciens la possibilité de circuler librement, les structures nationales en matière fiscale et sociale sont diverses et constituent autant d'obstacles à cette libre-circulation.

Par ailleurs, la nouvelle configuration politique en Europe de l'Est rapproche des cultures jusqu'ici artificiellement séparées par la bureaucratie. Le besoin de voyager et de travailler ailleurs, l'appel à des spectacles étrangers pour répondre aux désirs d'un public longtemps brimé par les fonctionnaires de la culture officielle poussent à des échanges ou du moins à des velléités d'échange.

Ainsi, le Théâtre des Capucins se propose de co-produire avec un théâtre de l'ancienne RDA et avec un théâtre soviéti-

que. LA CERISIAIE de Tchekhov, traduite en français, serait mise en scène par un Roumain et jouée, dans le rôle principal, par une actrice vedette soviétique. Mais les conditions matérielles de cette co-production sont difficiles à mettre en place, essentiellement pour des raisons économiques.

A l'heure actuelle, les échanges se font sur la base d'une économie de troc. Une troupe occidentale peut être prise en charge entièrement à l'Est, mais, faute de devises, n'y gagne rien. *„Il faut donc,”* dit Daniel Benoin, directeur de la Comédie de Saint-Etienne et président de la Convention Théâtrale Européenne, *passer de l'économie de troc à l'économie de marché.”*

Argent occidental, main-d'œuvre orientale: voilà souvent une forme de co-production apparue ces derniers mois, en fonction des contraintes économiques, répartition de „travail” somme toute problématique et frustrante pour tous, puisqu'il n'y a pas véritablement échange d'expérience!



Sans parler des problèmes de structure. Les théâtres officiels en Europe de l'Est comme en URSS sont souvent des ensembles permanents, à la main-d'œuvre nombreuse, aux équipements lourds, aux contraintes techniques et syndicales nombreuses. Un petit théâtre „léger” comme le Théâtre des Capucins, sans troupe stable et sans les contraintes d'un répertoire, est mal outillé pour collaborer avec ces lourdes „machines” dont les méthodes de travail sont tout à fait différentes. Et là où une compagnie libre d'Europe de l'Ouest voyage avec une vingtaine d'acteurs et de techniciens, une compagnie d'Etat d'Europe de l'Est a besoin d'une cinquantaine.

En outre, si des échanges et des co-productions se font, c'est un peu au hasard de rencontres individuelles d'animateurs. Le risque est grand que ces aventures tournent court et que l'enthousiasme se refroidisse.

C'est ainsi que les Rencontres Est-Ouest ont conclu non sans une certaine amertume: „Un an après la chute du mur de Berlin, force a été de constater les innombrables blocages et difficultés qui entravent les échanges est-ouest, à tous les niveaux, tant sur le plan artistique, économique que de la communication.”

TÂCHES NATIONALES, TÂCHES EUROPÉENNES

Chaque pays a la responsabilité, par une politique culturelle ouverte et tolérante, de contribuer à des échanges bilatéraux. Il est donc utile que lors de la visite du président Havel à Luxembourg le Théâtre des Capucins ait produit, sur commande du ministère des Affaires Etrangères luxembourgeois, un spectacle Havel. Il serait plus utile encore qu'on puisse en faire un échange avec Prague. Il sera utile de subventionner les projets de co-production du même Théâtre des Capucins avec l'Est de l'Europe et avec l'URSS.

Mais au-delà des échanges bilatéraux, et afin de créer un espace culturel européen, les organismes existants, comme l'Institut International du Théâtre ou la Convention Théâtrale Européenne, manquent de moyens.

C'est sur les contacts directs que l'on entend mettre d'abord l'accent. Face à „l'immense besoin de contacts directs exprimé par la profession”, a conclu le Colloque, on propose comme mesure d'urgence et dans un premier temps que „chaque des théâtres membres (de la Convention) trouve dans son propre pays au moins quatre structures de création susceptibles de mettre en place un programme d'échange de personnel artistique, technique et administratif avec un théâtre de l'Europe de l'Est ou du Centre.”



Le Théâtre Vakhtangov de Moscou

A cet effet, on demandera des bourses aux différentes instances internationales, et l'idée a été émise d'inclure ces échanges dans le cadre du programme (destiné aux universitaires) ERASMUS.

Mais au-delà de ces mesures d'urgence, il convient de s'orienter dans deux directions: d'une part l'information des professionnels, par un réseau informatique qui centralise toutes les demandes et toutes les informations dans le domaine des échanges théâtraux, d'autre part la création d'un véritable marché de la co-production et de la distribution des productions théâtrales.

A cet égard, on sait que la CE a mis en place, en janvier 1991, un programme MEDIA qui s'étendra sur cinq années, de 1991 à 1995, et qui entend promouvoir l'industrie européenne des programmes audiovisuels, l'idée étant de développer, essentiellement dans le secteur des petits et moyens producteurs, un réseau d'échange de co-production par des incitations diverses, telles que avances sur recette etc. Déjà, la Commission semble avoir élaboré un rapport pour adapter ce programme MEDIA au théâtre. A l'heure actuelle, l'apport de la CE s'élève à 1 million d'ECU (42 millions de Flux) par an pour subventionner des productions théâtrales à raison de 25%, mais comme il y a 800 demandes en cours d'examen, les aides sont forcément rares ou minimales...

A mesure que l'Europe s'élargit et s'approfondit, le vaste espace de liberté et de culture qui s'ouvre au théâtre est garant de richesse et de progrès. Le colloque de Luxembourg l'a clairement montré, sans taire pour autant les difficultés.

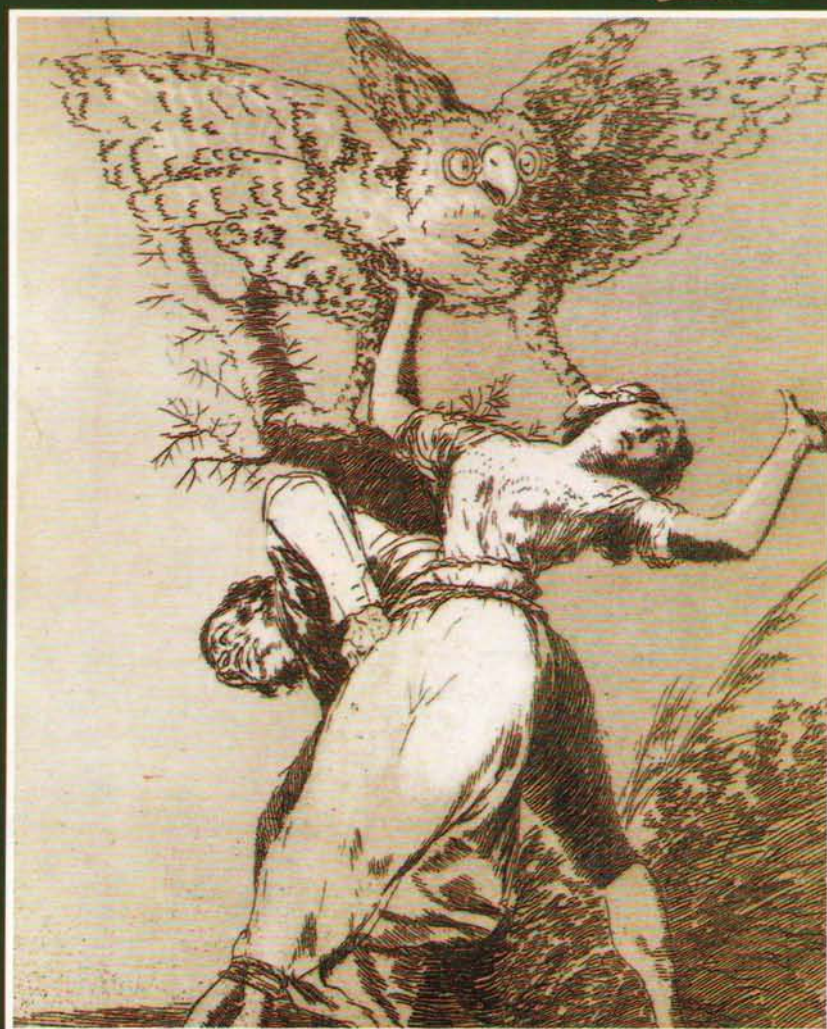
Ben Fayot



Lors de la réception offerte par la Ville à l'occasion de la réunion de la Convention Théâtrale Européenne à Luxembourg du 11 au 13 janvier 1991 au Théâtre des Capucins, de gauche à droite: M. Daniel Benoin, directeur de la Comédie de St. Etienne, président de la Convention Théâtrale; M. Paolo Cacchioli, directeur de la „Nuova Scena”, Bologna; M. Peter James, directeur du „Lyric Theatre”, Londres; M. Scherhauser, metteur en scène tchèque; M. Renov, vice-ministre de la Culture de l'U.R.S.S.; M. l'Ambassadeur de la République Fédérative Tchèque et Slovaque; M. Raymond Weber, Conseil de l'Europe; M. Marc Olinger, directeur du Théâtre des Capucins.

GALERIE D'ART MUNICIPALE · VILLA VAUBAN

Juan. & Goya



L'œuvre gravé de Francisco de Goya:

Caprices – Désastres – Tauromachie – Disparates.

218 gravures en provenance de la „Fundación Juan March” de Madrid.

L'exposition est ouverte du 18 avril au 3 juin 1991, tous les jours,
sauf le mardi, de 13 à 18 heures et les samedis et dimanches
de 9 à 12 et de 15 à 19 heures.

Des visites guidées ont lieu les jeudis et samedis à 15 heures.